



Leseprobe

Lotte Grunewald
**Gut Friesenhain -
Zwischen Traum und
Freiheit**
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 18. Oktober 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Münsterland 1895: Zerrissen zwischen gesellschaftlichen Konventionen und dem Drang nach Freiheit kämpft eine junge Grafentochter für die Erfüllung ihres Traums ...

Münsterland, 1895. Als älteste Tochter der Grafenfamilie von Scheweney ist Luises Leben vorbestimmt: Sie soll den Adligen Johan van Leeuwen heiraten und ihre Tage unter den feinen Damen der Gesellschaft verbringen. Doch die temperamentvolle Luise will ihre Zukunft selbst gestalten. Sie will Tiermedizin studieren und auf dem Gestüt ihrer Familie anpacken. Als sie heimlich an einer Veranstaltung der Frauenbewegung teilnimmt, lernt sie Max Brugge kennen. Der junge Sozialdemokrat hat für Luises Probleme nur Spott übrig, Johan wiederum entpuppt sich bei seiner Ankunft nicht nur als standesgemäß, sondern auch als weltoffen. Ein passender Ehemann scheint endlich gefunden – doch warum geht Max Luise einfach nicht aus dem Kopf?

Die große Münsterland-Saga von Lotte Grünewald: Band 1: Gut Friesenhain – Zwischen Traum und Freiheit
Band 2: Gut Friesenhain – Zwischen Hoffnung und Vernunft
Band 3: Gut Friesenhain – Zwischen Liebe und Skandal



Autor

Lotte Grünewald

Lotte Grünewald ist das Pseudonym von Mirjam Müntefering. Das Suchen und Erfinden spannender Geschichten begleitet sie schon ein Leben lang – sei es während ihres Studiums der Filmwissenschaften, in den Jahren, in denen sie als Fernsehjournalistin

Lotte Grünewald
Gut Friesenhain
Zwischen Traum und Freiheit

Lotte Grünewald

GUT
FRIESENHAIN

Zwischen Traum
und Freiheit

Roman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe 2023 by Blanvalet, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2023 by Lotte Grünewald

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Redaktion: Theresa Klingemann

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Richard Jenkins Photography
und stock.adobe.com (jackey, Lars Gieger, ivan kmit, AVTG, Rungsan,

Konstantyn, Rita Kochmarjova)

DK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1090-0

www.blanvalet.de

Für Jeltje

Prolog

Weißer Nebel steigt vom Flüsschen auf und wabert über die Wiesen am Fuße des Schafberges. An den Eichen und Buchen, die die Szenerie nahe des Städtchens Ibbenbüren umstehen, hat der Herbst das Laub bereits gefärbt. Im gerade heraufziehenden Morgenlicht schimmert es golden und blutrot.

Unter den so unbeteiligt stehenden Bäumen haben sich zwei kleine Gruppen von jeweils drei Herren eingefunden, die einander auf Distanz bäugeln.

Ein Mann mit Dokortentasche geht von den einen zu den anderen, tauscht mit den Männern eindringliche, fast flehende Worte. Doch Kopfschütteln ist hier wie dort die Antwort.

Nicht lange, da löst sich aus jedem Bunde jeweils ein Mann und schreitet auf das taufeuchte Gras hinaus.

Von beiden Seiten kommend gehen sie steifen Schrittes. Ihre Stiefel streifen die Tropfen von den Halmen, bis nur noch zwei Meter die Männer trennen.

Kein Gruß, kein Lächeln. Nur das leichte Neigen ihrer Köpfe ist zu beobachten.

Dann drehen sie einander die Rücken zu. Warten.

Vom Waldrand her ertönt eine laute Stimme. »Eins. Zwei. Drei ...«

Bei jeder Zahl ein Schritt.

Als die Zehn ertönt, wenden sie sich um.

Der eine, auch auf die Distanz von zwanzig Schritt deutlich kleiner als sein Gegenüber, hebt den Arm.

Doch er biegt ihn so weit zur Seite, dem Licht der aufgehenden Sonne entgegen, dass er sein Ziel unmöglich treffen kann.

Ein Schuss löst sich, verhallt am Waldrand.

Pulverdampf verfliegt.

Beide Männer stehen.

Der andere hält inne, zögert.

Kein menschlicher Laut dringt über die Ebene. Auch die längst erwachten Vögel, die gerade noch in den Wipfeln tiriierend den neuen Tag begrüßten, sind verstummt.

Es ist, als bliebe es auf ewig still.

Dann biegt auch der andere den Finger um den Abzug.
Und schießt.

Luise

1

*Gestüt Friesenhain zu Ibbenbüren,
Tecklenburger Land im Spätsommer 1895*

»Mich hält keiner auf! Ich bin die Erste am Tor!«, rief Luise und gab Jeltje die Zügel vor. Ihre Stute hatte auf dieses Zeichen nur gewartet und sprang freudig in den Galopp. Hinter sich vernahm Luise den überraschten Ausruf ihrer jüngeren Schwester Clara und Mariés begeistertes Anfeuern ihres eigenen Pferdes. Die blühende Heide flog nur so an ihnen vorbei, und der hier noch sandige Boden spritzte in alle Richtungen. Doch schon hatten sie das Moorgebiet hinter sich gelassen, in dem zwischen Ibbenbüren und Osnabrück der sich ankündigende Herbst die Landschaft mit leuchtenden Farben übergoss. Das Gelände stieg an. Anstelle der niedrigen Gebüsche und Birkenwäldchen des Moores traten nun große Bestände aus Eichen, Pappeln und Buchen, die die ausgedehnten Wiesen Friesenhains säumten. Das Donnern der Hufe war weithin zu hören. Auf einem nahegelegenen Kartoffelacker hielten die Frauen und Kinder der Pächter in der Sammelarbeit inne und schauten ihnen mit in den Rücken gestemmtten Händen gegen die Morgensonne

blinzeln nach, während sie zu dritt auf ihren edlen Tieren vorbeipreschten.

Feiner Nebel stand vor dem Waldrand und ließ den sanften Gelb- und Rotschimmer des Laubes wie die Tupfer eines Pinsels auf der Leinwand wirken.

Der Boden war vom Regen der letzten Tage schwer. Leh- mige Klumpen lösten sich von den Pferdehufen, sausten durch die Luft und klatschten zurück auf den Grund. Luise sog tief den intensiven Geruch feuchter Erde ein. Es roch wie der bunte Herbst, wie sentimentaler Abschied und wil- der Aufbruch zugleich. Eine Strähne ihres Haares löste sich aus dem Knoten, der unter ihrem Reithut festgesteckt war, flatterte um ihr Gesicht, verstärkte das unbändige Gefühl von Freiheit, das sie in diesem Moment ganz und gar erfüllte. Sie jauchzte und stellte sich leicht in die Steigbügel. Die behand- schuhten Hände mit den lockeren Zügeln neben Jeltjes stets stolz aufgerichteten Hals weit vorgestreckt, beugte sie sich über die wehende, rabenschwarze Mähne. Luise genoss die fließenden Bewegungen ihrer Friesenstute und deren spür- bare Lust an der wilden Hatz. Jeltje hatte offenbar genauso viel Spaß an den weiten Sprüngen wie sie selbst.

Der rauschende Wind der Geschwindigkeit trieb Luise Tränen in die Augen, doch gleichzeitig lachte sie laut über das Rufen hinter ihr, als Marie mit dem großen Hannove- raner Fuchswallach aufzuholen versuchte. Clara auf ihrer Schimmelstute war bereits abgeschlagen, was natürlich an ihrem scheußlichen Sattel lag, in dem sie im Damensitz saß. Zu dritt preschten sie über die nach der zweiten Mahd ab- geernteten Wiesen und fegten über den Feldweg hinweg in den Park, der mit seinen hohen Bäumen und den sorgfältig gepflegten Rasenflächen das Gestüt Friesenhain umgab. Als sie durch das große schmiedeeiserne Tor auf die lange Auf-

fahrt zum Gebäude einbogen, drosselte Luise das Tempo ihrer Stute.

Marie tauchte auf dem Jagdpferd neben ihr auf, außer Atem und mit geröteten Wangen, was ihr mit ihrem weiß-blonden Haar ausgezeichnet stand. Ihre haselnussbraunen Augen leuchteten.

»Bei einem gerechten Start hätten Komet und ich dich eingeholt«, keuchte sie und klopfte den Hals des riesigen Wallachs. Dessen Hals glänzte vor Schweiß und seine Nüstern blähten sich.

Luise lachte. »Aber nur, weil du ihn reitest. Sobald Wilhelm auf ihm sitzt, läuft er nicht mal halb so schnell.«

»Das liegt nur daran, dass er seinen Herrn nicht so gut kennt wie mich. Wenn Wilhelm nur mehr Zeit mit ihm verbringen würde. Für mich würde er alles tun, nicht Komet?!«, säuselte Marie ihrem Reittier zu.

Luises fünf Jahre älterer Bruder Wilhelm nahm zwar pflichtbewusst an den üblichen Jagdveranstaltungen teil, zu denen die Grafenfamilie von Scheweney im Frühjahr und späten Herbst einlud, doch seine Aufgaben auf dem Gestüt hielten ihn davon ab, sein Jagdpferd zu trainieren. Das überließ er gern Marie, der Tochter des Stallmeisters, die diese Aufgabe nur zu gern übernahm. Pferde waren ihre große Leidenschaft. Und Komet liebte sie besonders.

»Nun gib zu, dass ich gewonnen habe!«, verlangte Luise mit einem breiten Grinsen und rupfte den Handschuh herunter. Mit den Fingern fuhr sie Jeltje durchs schweißnasse Fell am stolz getragenen Hals. Der wohlige Geruch des warmen Pferdekörpers stieg zu ihr auf. Sie fühlte sich ihrer Stute immer innig verbunden, aber nach einem solchen Ritt meinte sie regelrecht, ihre Seele zu spüren.

»Ich finde, Clara hat diesen Pokal verdient«, erwiderte

Marie und wandte sich nach der Dritten im Bunde um, die sich ihnen auf ihrer zierlichen Schimmelstute in flottem Trab von hinten näherte.

»Clara, Luise und ich gestehen dir den Sieg zu«, rief Marie und Luise sah, wie die gemeinsame Freundin ihrer jüngeren Schwester zuzwinkerte.

»Wie das? Ich bin doch die Letzte«, antwortete die. Auch ihre Wangen waren gerötet. Wie machte sie es nur, dass ihr schweres kastanienbraunes Haar trotz des wilden Galopps immer noch so ordentlich frisiert wirkte? Sicher hatte Agnes, ihr gemeinsames Kammermädchen, den Knoten mit doppelt so viel Kämmen festgesteckt wie Luise selbst es ertragen könnte.

»Du bist die Einzige von uns, die elegant und angemessen gekleidet ist«, erwiderte Marie mit einem schiefen Seitenblick zu Luise.

Sie musste lachen und klopfte sich auf die Hosen, die sie ebenso wie Marie trug, welche als Tochter des Stallmeisters selten in anderer Kleidung zu Pferde unterwegs war. »Marie hat recht, Clara. Damit würdest du als Einzige vor Mutters Musterung bestehen. Und das allein zählt! Sie ist es doch, die bei der Jagd den Sieger ehrt.«

Clara lächelte breit, sah fröhlich und gelöst aus, was viel zu selten vorkam, fand Luise. Ihre zwei Jahre jüngere Schwester war so ganz anders als sie selbst. Sah man sie zusammen, hätte kaum jemand sie für Schwestern gehalten. Neben der wesentlich kleineren Clara, die so zerbrechlich wirkte, kam Luise sich und kräftiger vor. Doch hinter Claras zarten Erscheinung verbarg sich ein stets besonnener Geist, der die junge Frau so wohlüberlegt durch ihre Tage gehen ließ, als sei sie mindestens zehn Jahre älter. Jede Lebensentscheidung überdachte Clara gründlich und klug, ehe sie handelte. Leidenschaft-

liches Aufbrausen kannte sie nicht – etwas, das sich Luise mit ihrem hitzigen Temperament kaum vorstellen konnte. Jetzt pustete Clara nur kurz zu ihrer Stirn hinauf, während Luise sich mit ihrer nackten Hand bereits durchs Gesicht gestrichen hatte und bestimmt ebenso zerzaust wirkte, wie sie sich innerlich fühlte: aufgewühlt, frisch und von der fragilen Freiheit beglückt, die sie in solchen Augenblicken ganz und gar erfüllte.

Nebeneinander ritten sie die von Platanen gesäumte Auffahrt Friesenhains hinab.

Die Südfront des großen Vierkanthofes beherbergte das Herrenhaus, dessen weiße Fensterrahmen mit dem Rostrot der Mauerziegel im Morgenlicht um die Wette leuchteten. Der Treppenaufgang zum Hauptgebäude war mit einer eleganten Veranda versehen, in der bunte Glaseinsätze die Sonnenstrahlen aufblitzen ließen.

Rechts und links des imposanten Baus in der Mitte, der von einem hübschen Glockenturm gekrönt wurde, zogen sich etliche Fenster im Hochparterre dahin. Hinter denen befanden sich Frühstückszimmer, Speisezimmer, Salon und Bibliothek, während in der Beletage darüber die Wohn- und Schlafräume der Grafenfamilie von Scheweney lagen. Oben, unter dem für diesen Landstrich am Mittellauf der Ems so typisch abflachenden Dach, befanden sich die Kammern der Dienerschaft.

So vertraut der Anblick des Gebäudes für Luise auch war, schien an diesem Morgen ein besonderer Glanz darauf zu liegen und sie spürte ein sonderbares Kribbeln im Bauch, wie eine Vorahnung auf etwas Großes.

Für einen kurzen Moment wähte sie, in der oberen Etage ein Gesicht am Fenster zu sehen. Doch als sie genauer hinschaute, war da nichts, und sie folgte rasch Clara und Marie,

hinter denen sie sich während ihrer stillen Betrachtung ein wenig hatte zurückfallen lassen.

Gemeinsam umrundeten sie den Hof auf dessen Ostseite, wo sich das Gebäude ebenso lang erstreckte wie an der Front. Nur, dass es hier lediglich eine Etage gab, welche die Stallungen beherbergte, ebenso wie auf der Westseite.

Im Norden, wohin sie sich jetzt wandten, besaß das Gemäuer eine breite und hohe Hofeinfahrt wie einen kurzen Tunnel. Durch den ritten sie nun in den quadratischen Innenhof der Gestütsanlage. Hier lag mittig eine rechteckige Rasenfläche, die von einem breiten Kiesweg vom Gebäude getrennt war. Es gab einen Platz, auf dem die Stallburschen die Pferde trockenführen konnten, neben dem Brunnen eine Putzstelle und natürlich Sattelkammer und Unterstand für die Kutschen.

Aus einigen der knapp hundert Boxen schauten neugierig ein paar der Reit- und Kutschpferde heraus. Die tragenden Hannoveraner Stuten, mit deren Abfohlung in den nächsten Tagen und Nächten zu rechnen war, durften sich auf den Koppeln nahe am Haus bewegen – das war wichtig vor der Geburt.

Jene Stuten, die in diesem Jahr nicht zur Zucht eingesetzt wurden oder die ihre Jungtiere bereits bei Fuß hatten, waren weiter draußen auf den weitläufigen Weiden. Die Hengste des Gestüts, drei Hannoveraner und ein Friese, standen getrennt von ihren weiblichen Artgenossen auf den Koppeln am Hengststall neben der größten Scheune. So herrschte in der Regel Ruhe zwischen den Geschlechtern und es kam auch unter den Hengsten nicht zu Streitigkeiten.

Auch hier im Innenhof war gleich auszumachen, dass die Südseite des Hofes vom herrschaftlichen Wohngebäude der Grafenfamilie eingenommen wurde. Eine breite Freitreppe,

nur wenig schmaler als die repräsentative vorn an der Alleeauffahrt, führte zum hinteren Eingang hinauf.

Etliche Meter weiter lag der Eingang für die Dienstboten und Lieferanten, zu dem es ein paar Stufen hinab waren, denn Küche, Gesindestube, Nähraum und Vorratskammern lagen im Souterrain.

Die gesamte Anlage war sorgfältig gepflegt, der Rasen frischgrün, die Blumen in den gewaltigen Kübeln an seinen vier Ecken hübsch in Gelb und Orange.

Als die beiden Grafentöchter und ihre Freundin im Innenhof erschienen, eilten sofort zwei der Stallburschen herbei, um die Pferde der jungen Herrinnen anzunehmen. Luise sprang, ebenso wie Marie, aus dem Sattel. Nur Clara brauchte ein wenig länger, da sie ihr Bein über das Horn des Damensattels heben und langsam herunterrutschen musste. Der größere der beiden Jungen, Rudi, griff nach Tessas Zügel und reichte Clara dienstbeflissen die eilig an der Hose abgewischte Hand zur Hilfe.

Der andere, wesentlich kleinere Junge hatte sich Luise zugewandt, war jedoch dann wie angewurzelt stehen geblieben. Mit großen Augen starrte er zuerst Luise in ihrem Reitanzug samt Hosen an und behielt dann ängstlich Jeltje im Blick, als erwarte er von ihr irgendein Unheil.

»Du bist neu hier, nicht wahr?«, stellte Luise fest. Der Junge war blass mit jeder Menge Sommersprossen auf Nase und Wangen und so spindeldürr, dass sie ihm die harte Arbeit im Stall nicht zutraut hätte. Die zerschlissene Hose und der grau verfärbte Kittel waren ihm viel zu groß. Sicher eine milde Gabe eines der erwachsenen Stallburschen. Auch seine Holzschuhe wirkten alt, als seien schon etliche andere Füße darin herumgelaufen. Er nickte scheu und senkte den Blick.

Der vierzehnjährige Stallbursche Rudi war in den letz-

ten Monaten deutlich in die Höhe geschossen. Er arbeitete bereits seit zwei Jahren unter Stallmeister Paas. Nun trat er mit Claras Schimmelstute am Zügel zu ihnen und stieß dem deutlich Jüngeren unsanft in die Rippen. »Jawohl, Komtess, musst du sagen!«

»Jawohl, Komtess«, wiederholte der Gerügte leise.

»Wie heißt du?«, erkundigte Luise sich mit freundlicher Stimme, um ihm ein wenig die Scheu zu nehmen.

Der Kleine blinzelte unter den verfilzt wirkenden Haaren von unten herauf, sah jedoch nicht sie an, sondern beobachtete Jeltje, die seinen Blick neugierig erwiderte.

»Alfred«, murmelte er.

»Ich heiße Alfred, Komtess«, raunzte Rudi ihm zu.

»Ist schon gut, Rudi«, sagte Luise als der Jüngere zum Wiederholen ansetzte. »Alfred wird das sicher noch lernen.«

»Jawohl, Komtess«, antwortete Rudi mit einem Kopfnicken, das jedoch besagte, dass er sich da nicht so sicher war.

»Und wie gefällt es dir, als Stallbursche auf Gestüt Friesenhain zu arbeiten, Alfred?«, erkundigte Clara sich bei dem vielleicht Elfjährigen. »Hast du es bequem in der Unterkunft?«

Das war wieder ganz ihre jüngere Schwester, befand Luise. Clara hatte sicher schon von dem neuen Stallburschen gewusst und auch seinen Namen in Erfahrung gebracht. Das gesamte Personal mochte sie, weil sie sich stets nach ihnen erkundigte – nach der Gicht der alten Waschfrau ebenso wie nach den Heiratsplänen, die der zweite Hausdiener für seine Tochter hegte. Auch jetzt wirkten ihre Worte wahre Wunder und der Bursche heftete seinen ängstlichen Blick auf sie wie ein Ertrinkender auf eine rettende Hand.

»Oh ja, ich teile mir einen großen Strohsack mit Rudi. Und jeder von uns hat eine eigene Decke. Mir gefällt es sehr gut hier, ... Komtess«, stammelte er.

Clara lächelte ihn an und eroberte damit sicher ein weiteres Herz auf Gestüt Friesenhain.

Luise entging jedoch nicht, dass Alfreds Blick erneut rasch zu Jeltje huschte. Sie legte den Kopf schief und betrachtete den Knirps.

»Du hast doch wohl keine Angst vor meinem Pferd, Alfred?«, forschte sie nach. Seine Augen weiteten sich. Er zögerte. Dann sagte er leise: »Ich dachte erst, es wär das Spukpferd aus dem Seewald.« Luise stutzte. Rudi biss sich auf die Lippen und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Ein Spukpferd? Im Seewald?« Marie, die als Tochter des Stallmeisters mit den Burschen recht vertraut war, schüttelte überrascht den Kopf und wandte sich an den älteren. »Was hat es damit auf sich, Rudi?«

Der wand sich sichtlich. »Ach, es ist wohl nichts, Fräulein Paas. Alfred behauptet, er hat neulich zwischen den Bäumen ein schwarzes Teufelspferd gesehen, das Feuer und Dampf aus den Nüstern geblasen hat.« Er warf dem Jüngeren einen vorwurfsvollen Blick zu, denn schließlich war der schuld daran, dass er nun eine so lächerliche Geschichte präsentieren musste. »Ich glaub ja, er hat zu viel im Wasser geplanscht und sich verguckt.«

Der Kleine murmelte in einem kindlichen Anflug von Trotz: »Ich weiß sehr wohl, was meine Augen sehn!«

»Ein schwarzes Pferd zwischen den Bäumen?«, wiederholte Luise. Sie wusste, welches Waldstück Rudi meinte. Es lag nahe an den Ländereien des Nachbarguts von Thebe. Der kleine Weiher mittendrin war ein beliebter Badeort für die Burschen und Diener aus beiden Herrenhäusern, wenn sie im Sommer ihren freien Tag hatten. Wenn der See im Winter zugefroren war, bot er ausreichend Fläche, um auf Schlittschuhen übers Eis zu gleiten – ein herrliches Vergnügen, das

Luise schon als Kind geliebt hatte, wenn Wilhelm, Clara und sie dort übten. Sogar ihre aus den Niederlanden stammende Mutter war oft mit von der Partie gewesen, denn Eislaufen war in deren Heimatregion Friesland eine alte Tradition, die auch der Adel nicht verschmähte.

Dieser Teil der Länderei, wo der Waldsee sich im Unterholz versteckte, lag jedoch weit ab vom Gestüt. Das Gelände war zu moorig für die Landwirtschaft, bot nur an einigen Stellen ausreichend gute Weideflächen. Es gab dort eine hoch eingezäunte Koppel, die sie in der Zeit nutzten, wenn die Junghengste von ihren Müttern abgesetzt wurden. In dieser sensiblen Phase hatte es sich als hilfreich erwiesen, wenn Stuten und Fohlen sich nicht gegenseitig rufen hören konnten.

»War'n riesig großer Schreck. Bin hinter'n dicken Stamm der gestürzten Eiche gesprungen, die da liegt«, berichtete Alfred, offenbar ermutigt durch ihr Interesse. »Aber wie ich wieder vorluge, ist es weg, einfach in Luft aufgelöst. 's muss'n Spuk gewesen sein.« Erneut fing er sich einen Rippenstoß von Rudi ein. »Komteß«, setzte er schnell hinzu.

Luise schüttelte den Kopf und sagte beruhigend: »Was immer du da im Wald gesehen hast, Alfred, Jeltje war es sicher nicht. Komm doch mal ein bisschen näher!«

Als Alfred zögerte, schob Rudi ihn ein Stückchen vorwärts.

Das blasse Gesicht zu Boden gesenkt, stand der magere Junge vor ihr.

»Schau sie dir doch mal an«, schlug Luise vor. »Wie lieb und brav sie ist, von Feuer und Rauch keine Spur. Und wenn du ihr die Hand hältst, kann sie dich kennenlernen. Schau, so.« Sie machte es ihm vor und Jeltje senkte interessiert ihren Kopf, um an ihrer Hand zu schnuppern.

Ein schüchterner Blick zu Luise. Und dann streckte Alfred mit ein bisschen Überwindung ebenfalls seine Hand aus.

Jeltje beschnupperte seine Finger, dann seinen Arm und dann sein Haar, das in alle Richtungen abstand. Sie schnaubte sanft und zog sich dann wieder zurück, die Höflichkeit in Person.

Auf Alfreds Gesicht erschien ein kleines Lächeln. Er hob den Kopf und sah der schwarzen Stute in die sanften Augen.

Luise hielt den Atem an und beobachtete, wie die Augen des Jungen und die ihres Pferdes einander begegneten. Sie wusste genau: Es war einer dieser magischen Momente, die Wesen unterschiedlicher Art manchmal teilen durften, wenn sie sich kennenlernten und gleich mochten.

Der Blick dauerte zwei, drei, fünf Sekunden. Wieder schnaubte Jeltje und senkte erneut den Kopf. Diesmal zögerte Alfred nicht, streckte die Hand aus und strich ihr über die Wange bis zum Hals.

Luise spürte, wie ein Lächeln auch an ihren Mundwinkeln zupfte. »Weißt du, ich war bei ihrer Geburt dabei und seitdem ist sie mein Lieblingspferd. Hättest du Lust, dich um sie besonders gut zu kümmern?« Ein zaghaftes Nicken. »Wunderbar! Wenn ich also von meinem täglichen Ausritt mit ihr zurückkomme, ist es von nun an deine Aufgabe, sie zu versorgen, egal, was du gerade sonst zu arbeiten hast. Abgemacht?« Wieder nur ein Nicken. Rudi verknipte sich offenbar nur mit Mühe eine weitere Korrektur seines Schülers. »Wenn sie so erhitzt ist wie jetzt, musst du sie nach dem Absatteln natürlich trocken führen. Danach reib sie gut ab, ehe du sie auf die Weide bringst, hörst du?«, erklärte Luise dem Neuen. Als sie ihn erneut musterte, setzte sie mit einem Schmunzeln hinzu: »Wenn du nicht bis zum Rücken hinaufreichst, nimmst du dir einen Schemel.«

Sie sah den Jungen aufmerksam an. Rudi räusperte sich. »Jawohl ... Komteß«, beilte Alfred sich zu sagen und schielte

unsicher zu seinem strengen Einweiser hinüber, der einigermaßen zufrieden schien.

»Na dann los!« Luise winkte die beiden Jungen Richtung Trockenplatz.

»Jawoll, Komtess Luise«, antwortete Rudi mit einer zackigen Verbeugung und führte die Schimmelstute fort, während Alfred ihm mit Jeltje am Zügel folgte.

»Ist er nicht noch zu klein für die Stallarbeit?«, überlegte Luise an Clara und Marie gewandt. Die sich entfernende schmale Gestalt des neuen Burschen wirkte neben ihrer stolzen, großrahmigen Friesenstute winzig.

Marie tätschelte dem Fuchswallach den Hals. »An der Größe würde ich es nicht festmachen«, sagte sie. »Ich selbst war bestimmt noch einen Kopf kleiner als Alfred, als ich anfing, Papa mit den Kutschpferden zu helfen.«

Luise betrachtete schmunzelnd, wie das große Jagdpferd ihres Bruders mit seinem weichen Maul liebevoll an Mariens Schulter knabberte und sie es lächelnd geschehen ließ. »Ich glaube nicht, dass du der rechte Maßstab bist, Marie. Du bist doch regelrecht im Stall aufgewachsen und konntest noch nie genug von den Tieren kriegen. Für Alfred ist es wohl nur eine Arbeit, deren Lohn er zu seiner Familie heimtragen muss. Er glaubt noch an Spukgeschichten von Feuer schnaubenden Pferden, die im Wald lauern.«

Nun sah auch Clara auf, die ihren Reitrock ordnete und glatt strich. »Was die Geschichten angeht: Da solltest du mal hören, was Frau Rühl und die Mägde sich unten in der Küche so erzählen. Da wimmelt es nur so von unheimlichen Geschehnissen. Und sie behaupten, dass alles wahrhaftig so passiert ist. Alfred ist immerhin schon zwölf Jahre alt, wenn auch klein für sein Alter, das stimmt. Er hat zuvor als Aushilfe bei diesem abscheulichen Leute-Schinder Reuben ge-

arbeitet. Da wird er die Arbeit, die Paas ihm hier gibt, ganz sicher schaffen.«

Da konnte Luise nur nicken. Clara war über die Belange des Gestüts immer besser informiert als sie. Ihre Schwester interessierte sich brennend für alles, was das Gut anging. Schon als Kind war sie ihrem Vater überallhin gefolgt, um so viel es ging aufzuschnappen darüber, wie ein großes Gestüt wie dieses zu führen war.

Während Luise nach dem täglichen Schulunterricht in den Park gestürmt war, um vom Baumhaus aus auf große Fahrt über die sieben Weltmeere aufzubrechen, wilde Räuber zu stellen oder neue Tierarten zu entdecken, hatte Clara aufmerksam dabeigesessen, wenn ihr Vater mit den Pächtern über die zu erwartenden Erträge sprach oder mit den schneidigen Offizieren des Kavallerieverbandes die Preise für die Nachzuchtpferde aushandelte. Als Sechsjährige wusste sie bereits, dass die wertvollsten Stuten und nur die vielversprechendsten Hengste auf dem Gestüt verblieben, während die Zwei- und Dreijährigen ans Dragoner-Regiment veräußert wurden. Eigentlich kein Wunder, dass Clara das Lieblingskind ihres Vaters, des Grafen von Scheweney, war. Sein Stolz, mit ihren erstklassigen Pferden zum Schutze des Kaiserreichs beizutragen, pochte auch in Clara.

Außerdem war die gleichaltrige Marie von Kindesbeinen an Claras enge Vertraute. Neuigkeiten die Ställe betreffend fanden auf diesem Wege ganz selbstverständlich ihren Weg zum jüngsten Abkömmling der Grafenfamilie.

»Übermorgen, am Montag, ist ja wieder Französische Konversation. Du wirst doch dabei sein?«, fragte Luise, während Marie Komets Sattel abnahm und auf den bereitstehenden Bock legte. Als Stallmeistertochter würde sie sich selbst um den Wallach kümmern, für dessen Pflege sie gern zuständig war.

»Wenn es möglich ist, sehr gerne, Luise.« Marie tauschte das Zaumzeug gegen ein Führhalfter.

»Wieso sollte es nicht möglich sein?«, hakte Luise leicht beunruhigt nach. Sie hatte darauf gebaut, dass Marie bei der Stunde dabei sein und Clara unterstützen würde, denn sie selbst hatte für den Montagnachmittag eigene Pläne.

Die Freundin zuckte kurz mit den Schultern. »Jetzt, wo Vater mit den erwachsenen Burschen auf dem Weg zur großen Pferdeschau in Hannover ist, muss ich ein Auge auf alles hier haben. Ein paar von den Stuten stehen kurz vor dem Abfohlen.«

»An die Schau habe ich ja gar nicht mehr gedacht!«, entfuhr es Luise.

Clara stieß sie neckend an. »Dass du das vergessen kannst! Vater redet von nichts anderem. Dass unsre Dreijährigen der Kavallerie vorgestellt werden, ja, das ist das eine. Aber diesmal wird sogar der Kaiserliche Stallwirtschafter auf der Schau erwartet. Sicher wählt er neue Kutsch- und vielleicht sogar Reitpferde für den Kaiserhof aus. Wie wunderbar wäre es, wenn endlich auch Pferde vom Friesenhain dabei wären!«

Bekommen lauschte Luise den Worten ihrer Schwester. Sie hatte diesen Umstand tatsächlich verdrängt – so sehr auf ihr eigenes Ziel ausgerichtet.

»Aber für eine einzige Stunde wirst du aus den Stallungen doch fortkönnen?« Dabei versuchte sie, recht zuversichtlich zu wirken. »Die jungen Burschen wären doch in einer Minute im Haus, um dich zu holen.«

Marie lächelte über ihren Eifer. »Ich werde alles daransetzen, *n'est-ce pas?*« Damit winkte sie ihnen noch einmal zu und führte den Fuchs hinüber zum Trockenplatz, wo die Stallburschen bereits mit Jeltje und Tessa ihre Runden drehten.

Während die Grafentöchter sich umwandten, um hinüber

zum Eingang des Wohnhauses zu gehen, biss Luise sich auf die Unterlippe.

Dass Marie für die Französischstunde nicht fest zusagen konnte, setzte ihrem Gewissen zu, denn sie wollte Clara ungerne allein die Konversation mit dem spitznasigen Monsieur Dupont durchstehen lassen. Im Gegensatz zu ihrer Schwester hatte sie für besagten Nachmittag nämlich ganz andere Pläne. Pläne, die sie schon seit Tagen in freudige Aufregung versetzt hatten.

Wie sollte sie nun damit umgehen?

Schweigend gingen sie auf die breite Treppe zu, die zu der doppelflügeligen Tür hinaufführte, deren Glaseinsatz von einem floralen Eisenmuster geschützt wurde.

Links und rechts vom Eingang hoben sich die weiß umrandeten Fenster stilvoll von der Ziegelwand ab. Das rechte Fenster gehörte zum Arbeitszimmer des Grafen. Doch es war noch zu früh für die Geschäfte. Wahrscheinlich kleidete er sich gerade mit Hilfe seines Kammerdieners an.

Als sie die ersten Stufen nahmen, wandte Clara den Kopf und sah sie forschend an. »Du bist so still, Luise. Und das nach so einem Ausritt. Da plapperst du doch sonst immer. Was bedrückt dich?« Sie war nicht nur klug, sondern besaß auch ein außerordentlich feines Einfühlungsvermögen, ihre jüngere Schwester.

Luise knautschte mit ihren schlanken Fingern die Reithandschuhe aus weichem Hirschleder zu einem kleinen Knäuel zusammen. »Ach, es ist nur ... Mit dreiundzwanzig Jahren fühle ich mich langsam zu alt für Schulunterricht.«

Clara lachte. »Du meinst wegen der Stunde mit Monsieur Dupont? Das darfst du so nicht sehen. Für Schule sind wir tatsächlich zu alt. Aber hin und wieder eine Auffrischung der französischen Sprache ist fast zu wenig. Wenn wir Besuch von

Onkel und Tante aus Straßburg bekommen, können wir uns eigentlich nur blamieren.«

»Trotzdem. Noch habe ich nicht endgültig entschieden, ob ich Montag dabei sein will«, wick Luise aus.

Clara warf ihr einen Seitenblick zu. »Du überlegst doch nicht, zu dieser Versammlung in Osnabrück zu fahren, die Fräulein Gehmlich neulich erwähnte und von der du im Anschluss so viel geredet hast?«

Am liebsten hätte Luise über sich selbst mit den Augen gerollt, doch solche Gesten hatte sie sich seit der Kindheit dank der strengen Aufsicht ihrer Mutter abgewöhnt. Den Impuls dazu spürte sie trotzdem, wenn sie mal wieder in ein Fettnäpfchen getreten war. Warum nur hatte sie ihren Mund nicht halten können? Fräulein Gehmlich, welche die Grafenkinder und Marie einige Jahre als Hauslehrerin unterrichtet hatte, war ihrerseits stets so behutsam mit ihren Andeutungen. Die gebildete Lehrerin hatte damals registriert, wie interessiert die jugendliche Luise an dem Thema der Frauenrechte war. Heimlich hatte sie ihrer hitzköpfigen Schülerin hin und wieder etwas von ihren eigenen Aktivitäten im Allgemeinen Frauenverein erzählt. Luise hatte von Frauen erfahren, die studieren und Ärztinnen, Physikerinnen und wissenschaftlich ausgebildete Lehrkräfte werden wollten. Fräulein Gehmlich hatte ihr nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihren eigenen Aktivitäten in der Bewegung berichtet, denn sicher hätten Graf und Gräfin von Scheweney es nicht gutgeheißen, wenn die Lehrerin neben Fremdsprachen, Religion, Handarbeit und Zeichnen ihren Töchtern auch solche Flöhe ins Ohr setzte. Fräulein Gehmlich hatte bei ihrer letzten Konversationsstunde in Französisch erwähnt, dass sie zur nächsten ihren jungen Kollegen Monsieur Dupont schicken würde, da sie selbst bei einer Versammlung sprechen würde. Von da

an hatte Luise an nichts anderes denken können, als selbst in diesem Saal zu stehen. Solidarisch Seite an Seite mit anderen jungen Frauen, die ebenso wie sie nicht hinnehmen wollten, dass über ihre Köpfe hinweg entschieden wurde, was sie aus ihrem Leben machen durften und was nicht. Diese Vorstellung hatte sie beflügelt und war ihr nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Und ihrem Temperament entsprechend floss dann leider auch ihr Mund von dem über, was sie so beschäftigte.

Clara war so entsetzlich aufmerksam. Sie vergaß nie, wenn Luise ganz nebenbei etwas fallen ließ, und sie hatte einen feinen Sinn für alle ungewöhnlichen Vorhaben ihrer älteren Schwester.

»Und wenn ich dorthin wollte? Was wäre dagegen einzuwenden?«, erwiderte Luise nun. Sie ärgerte sich über den Trotz in ihrer eigenen Stimme. Frauenrechte waren keine kindische Idee, sondern ernst zu nehmen. Allerdings würden ihre Eltern darüber gewiss anders denken. Daher würde sie sich heimlich davonstehlen müssen.

Clara zögerte, die Hand bereits auf der Klinke der hohen Eingangstür. Mit gesenkter Stimme erwiderte sie genau das, was Luise selbst auch schon durchdacht hatte: »Du weißt, dass Vater das nicht gern sieht. All die Frauen, die ohne jede Begleitung dort sind und ganz offen Reden schwingen, als wären sie Männer.«

Luise blieb abrupt stehen. »Schieb doch nicht Vater vor! Was ist mit dir? Du hast doch sicher eine eigene Meinung dazu. Findest du nicht, dass der Allgemeine Deutsche Frauenverein für uns Wichtiges zu erstreiten versucht? Sollte es nicht auch uns Frauen erlaubt sein, die Bildung zu erhalten, die Männern seit jeher offensteht? Und sollten nicht auch wir die Auswahl all der interessantesten und wichtigsten Berufe haben, so wie sie?«

Ihre Schwester wich ihrem bohrenden Blick aus. »Ich finde die Konversationsstunden wichtig, ob es nun Französisch oder Englisch ist«, beharrte sie und öffnete die Tür. »Wir müssen in der Lage sein, die Kontakte zu unserer Verwandtschaft im Ausland zu pflegen. Das ist eine unserer Pflichten hier.«

»Oh, du meine Güte, Clara!«, entfuhr es Luise. »Du kannst doch nicht immer und ständig an deine Pflichten denken. Möchtest du denn niemals etwas tun, das nur deinen Wünschen entspricht?«

Clara antwortete nicht, doch an ihrer verschlossenen Miene erkannte Luise, dass sie wohl zu heftig gewesen war, wie oft, wenn etwas sie beschäftigte.

Beide nun ein wenig beklommen traten sie ein und gingen den Gang entlang, der am Arbeitszimmer des Grafen und der Treppe hinunter in den Dienstbotentrakt vorbeiführte. Er mündete in die große Halle, die an den vorderen Eingangsbereich mit dem prächtigen Portal anschloss. Die mit goldenen Mustern verzierten, weißen Türen zum Salon, Frühstücks- und zum großen Speisezimmer gingen von ihr ab. Ebenso die breite Treppe hinauf in die Beletage. Weiße Marmorsäulen stützten die Empore, die in der ersten Etage einmal herumlief. Im Karree standen vier hüfthohe Kübel, in denen Palmen das Flair des modern Exotischen verbreiteten, während der Boden in weißblauem Schachbrettmuster gefliest war, ein Tribut an die friesische Heimat der Gräfin. Zwei von der Decke hängende Kronleuchter vermochten mit ihrem Gaslicht in den Abendstunden die Halle festlich zu erleuchten.

Hinter einer der Palmen hervor sprang ihnen jetzt mit langen Sätzen der grauschwarze Doggenrüde Gimpel entgegen. So wie Bismarck, der Fürst und Reichsgründer persönlich,

hatte auch Graf von Scheweney immer schon ein Faible für diese imposanten Hunde besessen und Gimpel war ein besonders beeindruckendes Exemplar seiner Gattung – was der etwas alberne Name nicht schmälern konnte. Der zweijährige Gimpel erkannte alle, die zum Haus gehörten, schon am Schritt. Obwohl er pflichtgetreu mit dröhnender Stimme alle Fremden meldete, wurde er bei den beiden Töchtern der Familie wieder zu einem fröhlichen Junghund, der sie jetzt mit freudigem Wedeln umschmeichelte.

Clara, die kleinere Reibereien mit ihrer Schwester am liebsten einfach übergang, wandte sich sofort dem Tier zu. Sie zauste ihm die Ohren, die er im Gegensatz zu seinen Artgenossen unkupiert tragen durfte, weil Luise und sie sich damals gegen die grausame Behandlung eingesetzt hatten, und vielleicht auch, weil Graf von Scheweney es guthieß, wenn seine eigenen Hunde sich zumindest in diesem Punkte von denen des Fürsten unterschieden.

Jetzt säuselte Clara der Dogge ein paar liebevolle Worte zu, die das Tier mit Begeisterung annahm.

»Ist er nicht etwas ganz Besonderes?«, sagte sie. »Die anderen folgen Vater auf Schritt und Tritt, aber Gimpel scheint uns alle in sein großes Herz geschlossen zu haben. Ich wage sogar zu sagen: besonders uns zwei. Vielleicht ist er von Natur aus ein Damenhund?«

Doch Luise durchschaute das Ablenkungsmanöver ihrer Schwester. Sie fuhr ebenfalls mit der Hand über das glatte Fell des großen Tieres und schüttelte dann unwillig den Kopf, um nahtlos an ihr Gespräch anzuknüpfen.

»Kontakte zu unserer Verwandtschaft im Ausland pflegen. Tz.« Sie schnalzte verächtlich mit der Zunge. »Was ist das für eine Aufgabe? Was bedeutet schon der Austausch von Höflichkeiten gegen all das Wissen, das du über das Gestüt be-

sitzt? Wilhelm hat nicht halb so viel Ahnung davon wie du. Trotzdem wird irgendwann er das Gut übernehmen.«

»Er ist der Älteste. Und so ist nun einmal das Gesetz«, erwiderte Clara mit einem Schulterzucken, während sie mit klappernden Absätzen ihrer Stiefel die weißblauen Fliesen der Halle überquerten.

Sie mussten einem der Palmwedel ausweichen, der weit in den hohen Raum hineinhing und der luxuriösen Eleganz der Halle etwas exotisch Ungebändigtes gab.

»Du weißt genauso gut wie ich, dass das nicht der Grund ist, aus dem er Titel und Ländereien erben wird«, widersprach Luise und fühlte den vertrauten Groll in sich heraufkriechen. Wie oft hatte sie diesen Ärger schon verspürt? Aber sie schien in der Familie die Einzige zu sein, die diese Sache so ganz anders sah, als es in ihren Kreisen üblich war. »Er wird das Gestüt übernehmen, weil er der Sohn ist. Der Mann. Wir zwei sind nur die Töchter, die Frauen der Familie, die zu nichts anderem da sein sollen als ...«

»Luise?«, ertönte da eine scharfe Stimme über ihnen. Sie zuckten beide wie ertappt zusammen. Auf dem Rundgang im ersten Stock stand hoch aufgerichtet ihre Mutter, Gräfin Anna von Scheweney.

Trotz der frühen Stunde war sie bereits tadellos gekleidet und frisiert. Sie trug ein hochgeschlossenes Kleid mit schmaler Taille und gewaltigen Ballonärmeln, dessen sattes Dunkelgrün ihr in einem Knoten hochgestecktes Haar wie weiches Karamell leuchten ließ. Zum Unterarm verengten sich die Ärmel stark und reichten bis zum Ansatz ihrer schmalen Finger. Eine ihrer elfenbeinweißen Hände auf das Geländer, die andere auf ihren flachen Bauch gelegt, blickte sie streng auf ihre Töchter herab. Luise seufzte leise. Clara warf ihr einen raschen Seitenblick zu. Nebeneinander gin-

gen sie zur Treppe hinüber und die Stufen hinauf. Ihre Mutter hatte in derselben Zeit den Umlauf umrundet und erwartete sie.

»Guten Morgen, Mutter«, sagte Clara und Luise beeilte sich, ebenfalls zu grüßen. Ein widerstrebendes Echo, das der Stimme ihrer Schwester nachhallte.

»Wo wart ihr?«, verlangte ihre Mutter zu wissen, wobei sie nur sie, Luise, ansah.

»Ausreiten. Wir sind beide früh erwacht, und der Morgen war so herrlich«, antwortete sie. Wenn sie ihrer Mutter gegenüberstand, schien es ihr immer ein wenig, als blicke sie in einen leicht verzerrten Spiegel. Die Gräfin war ebenso hochgewachsen wie sie, dabei aber zarter und feingliedriger, so wie Clara. Doch davon abgesehen waren es dieselben seidigen, hellbraunen Locken, die hohen Wangenknochen und der helle Teint.

»Ausreiten«, wiederholte ihre Mutter mit schmalen Lippen. »In Hosen?«

Luise sah an sich herunter. »Es ist so viel praktischer«, argumentierte sie, obwohl sie wusste, dass das in den Augen der Gräfin nicht zählen würde. »Und Marie hat auch ...«

Anna von Scheweney unterbrach sie mit schneidender Stimme: »Marie Paas ist die Tochter des Stallmeisters und hat ihre Kindheit zwischen den Pferden verbracht. Willst du dich etwa mit ihr vergleichen? Nur weil euer Vater mit seinem guten Herzen aus Dankbarkeit gegen Paas erlaubt hat, dass Marie mit euch unterrichtet wird und Umgang mit euch haben darf, ist sie nicht euresgleichen. Schau dir Clara an. Sie schafft es stets, in angebrachter Bekleidung schicklich unter die Leute zu gehen.« Clara verschränkte die Hände über ihrem Reitrock, spürbar beschämt, mal wieder als leuchtendes Beispiel für die ältere Schwester herhalten zu müssen.

»Wir waren nicht unter Leuten, Mama«, widersprach Luise und ärgerte sich im selben Moment, dass sie in die Ansprache aus Kinderzeiten fiel. »Wir haben nur einen Ausritt über die Felder gemacht. Niemand hat uns gesehen außer ein paar Bäuerinnen.«

Der strenge Zug um den Mund ihrer Mutter vertiefte sich. »Das sind die Frauen unserer Pächter. Was sollen sie denken, wenn die Komtess in Hosen und wildem Galopp an ihnen vorbeireitet?« Herrje, sie musste sie von einem der oberen Fenster aus beobachtet haben. Daher hatte sie sie also abgefangen.

»Clara, sicher willst du dich zum Frühstück umkleiden?«, entließ die Gräfin ihre jüngere Tochter. Clara zögerte kurz, als wolle sie lieber bleiben und Luise beistehen, doch dann knickte sie rasch und verschwand. Luise wartete auf den Rest der Standpauke, der nun kommen würde. Doch zu ihrer Überraschung schwieg ihre Mutter eine ganze Weile. Sie musterte ihre ältere Tochter, ihr zweitgeborenes Kind, und wandte sich dann zur Galerie, wo sie die Ölgemälde betrachtete, als sehe sie sie zum ersten Mal an, nachdem sie schon Hunderte Male an ihnen vorbeigegangen war. Die Portraits zeigten die Vorfahren der Grafen von Scheweney. Der Titel der Familie ging zurück bis ins vierzehnte Jahrhundert, und so gab es auf den Bildern jede Menge stolzer, hochnäsiger und düsterer Gesichter zu sehen. Luise folgte dem Blick ihrer Mutter und versuchte zu ergründen, was sie an dem vertrauten Inventar plötzlich so interessant fand.

Es war gewiss nicht das erste Mal, dass Luise allein zu einer Unterredung zitiert wurde. Doch meist fanden die im Salon ihrer Mutter statt, nach einem Gespräch mit einer verzweifelten Gouvernante mit den Eltern, dessen Ergebnis zu übermitteln der Graf gern seiner Frau überließ. Schon als Kind war

Luise als jähzorniger Trotzkopf so manches Mal zur Hausherrin über Friesenhain gerufen worden. Niemand außer der strengen Mutter schien dem lockenköpfigen Wildfang Einhalt gebieten zu können. Viel zu oft hatte sie sich wieder einmal stürmisch gebärdet, hatte dem Kindermädchen und später der Gouvernante Widerworte gegeben, unangemessene Fragen gestellt oder sich geweigert, mit den hochnäsigen Cousinen zu spielen, die nur im Sinn hatten, ihre hübschen Kleidchen nicht zu beschmutzen.

Rügen, Tadel und diverse Strafen hatten sich durch ihre Kindheit und Jugend gezogen, waren an ihrem innersten Wesen jedoch abgeperlt wie Regentropfen an den Lotusblättern im Gewächshaus. Doch nun, da sie erwachsen war, schlug ihre Mutter immer öfter einen anderen Tonfall an. Den Appellen an die erwachsene Tochter mischte sich eine Resignation bei, die Luise beunruhigender fand als den gewohnten Tadel und die Enttäuschung, die auf sie niedergingen.

Dass ihre Mutter so lange schwieg, machte Luise nervös. Trotzdem hakte sie nicht nach. Es konnte nur etwas Unangenehmes sein, was jetzt folgte, und sie hätte es liebend gern so lange wie möglich hinausgezögert.

»Ich habe dir etwas mitzuteilen«, eröffnete ihre Mutter schließlich. »Der Sohn meiner Cousine Maxime wird uns noch vor dem Winter besuchen, Johan van Leeuwen. Erinnerst du dich an ihn? Ihr seid euch als Kinder ein- oder zweimal begegnet.«

Luise stutzte. »Johan van Leeuwen? Das ist doch der jüngere Bruder von Alexander, also der zweite Sohn?« Eine verschwommene Erinnerung tauchte vor ihr auf, an einen stillen, schwächtigen Jungen mit wässrig blauen Augen und ungelinken Grashüpferbeinen, die auch für ihren heimlichen Spitznamen für ihn gesorgt hatten: *Krabbelchen*. Bei ihrer

ersten und bisher einzigen Begegnung vor vielen Jahren hatte er sich an die Hand seines Kindermädchens geklammert, als Luise versucht hatte, ihn zum Anschlagspielen zu animieren.

»Er ist dreiundzwanzig, euch trennen nur wenige Wochen, und er ist weit mehr als nur der *zweite Sohn*. Er hat schon als junger Mann die Kolonien bereist, war in Suriname und Niederländisch Indien. Jetzt ist er zurück und möchte den Kontakt zu seinen Verwandten in Europa vertiefen. Auf dem Weg nach Hannover und Berlin, wo Tanten und Onkel wohnen, macht er auch bei uns Halt und wird mindestens eine Woche bleiben. Dein Vater und ich möchten, dass du ihm hier alles zeigst. Vielleicht bleibt sogar Zeit, ihn in die hiesige Gesellschaft einzuführen.« Ihre Mutter sah sie mit ihren hellen Augen aufmerksam an. Luise kannte diesen Blick mittlerweile. Und sie verstand. Seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr war ihr bereits eine ganze Reihe von jungen Männern präsentiert worden, die ihre Eltern für ihre ältere Tochter als angemessene Ehemänner auserkoren hatten.

Da war der stets auf ihr Dekolleté schielende Neffe eines Großonkels mit zukünftigem Grafentitel gewesen, drei oder vier Söhne der den von Scheweneys verbundenen Adelsfamilien aus der näheren und weiteren Umgebung, sogar ein entfernter Cousin des Fürsten von Schaumburg-Lippe, welcher im Schloss Bückeburg residierte, hatte das Gestüt zusammen mit dem Fürsten für mehrere Dinners besucht.

Jedes Mal hatte ihre Mutter sie nach diesen Treffen in ihren Salon kommen lassen, über die Pflichten einer jungen Komtess gesprochen und sich dann, wie beiläufig, nach Luisens Eindruck zum jeweiligen Kandidaten erkundigt.

Luise hatte in jedem einzelnen Fall so deutlich wie möglich zum Ausdruck gebracht, dass weder ein geifernder Grafensohn noch der nur von seinen Heldentaten im Krieg

schwadronierende Fürstencousin als Ehemann für sie infrage kamen. Bei ihren ersten Ablehnungen hatte ihre Mutter noch milde reagiert. Doch hatte sie auch erwähnt, dass die eigene, romantische Neigung bei einer so wichtigen Wahl nicht den Ausschlag geben sollte. Mit vollster Überzeugung hatte Anna von Scheweney davon gesprochen, dass Zuneigung in einer Ehe wachsen müsse, ja, ganz gewiss wachsen *würde*, wenn nur die Grundlagen stimmten: Gegenseitige Achtung wie auch die angemessene Herkunft seien das, was zur Entscheidung zähle. Genau so sei es beim Grafen und ihr selbst gewesen, und was für ihre Eltern rechtens gewesen sei, sei doch sicher auch für die Tochter des Beste.

Aber je öfter Luise diese Sätze hörte, die mit jedem Mal eindringlicher vorgetragen wurden, desto heftiger regte sich in ihr ein Wunsch. Und der zielte weder auf *gegenseitige Achtung* noch auf Romantik ab. Auch wenn sie die Kammermädchen und Mägde über junge Männer reden und kichern hörte, war so eine Art von Verklärung beim Anblick von muskulösen Armen oder schneidigem Auftreten nicht das, was sie im Sinn hatte. Nein, wenn Luise an ihren zukünftigen Ehemann dachte, dann kamen ihr Worte wie Freundschaft und Respekt in den Sinn. Sie träumte nicht davon, in schönen Kleidern bewundert zu werden oder in mütterlichen Pflichten aufzugehen. Luise wünschte sich von Herzen Unabhängigkeit und eine Zukunft, die sie selbst für sich bestimmen konnte. Schon seit sie denken konnte, wusste sie, dass sie mehr sein wollte als die Ehefrau von jemandem, dessen Namen sie trug. Was genau das sein sollte, hatte sie bisher noch nicht ergründet. Wie sollte sie auch? Hier im Haus hatte sie oft kaum Luft zum Atmen, geschweige denn den Raum, eigene Pläne für ihr Leben zu entwickeln. Und auch wenn ihr noch die konkrete Vorstellung fehlte, wusste sie doch, dass

sie sich ihre Zukunft so ganz anders vorstellte, als ihre Eltern es für sie vorsahen.

Passte da ein Ehemann hinein? Keiner derjenigen, die ihre Eltern bisher für sie ausgesucht hatten, kam dieser Vorstellung auch nur im Entferntesten nahe.

»Aber Mutter«, protestierte sie nun. »Es ist doch gerade erst vierzehn Tage her, dass ihr mir den Grafen Teutoburg vorgestellt habt.«

»Den du nach nur einem einzigen gemeinsamen Dinner abgelehnt hast!«, fuhr ihre Mutter dazwischen.

Luise schnappte bei diesem Argument nach Luft. »Er ist fast dreißig Jahre älter als ich! Ein verknöchertes alter Kerl, der die ganze Zeit auf meine Taille geglotzt hat, als wolle er prüfen, ob ich ihm seinen ersehnten Erben schenken kann – nachdem seine arme Frau bei der Geburt der achten Tochter gestorben ist ...«

»Luise! Du vergisst dich!«, herrschte Anna von Scheweney sie an und sah sich rasch auf der Empore um. »Sei froh, dass dein Vater dich nicht hört. Der Graf ist ein alter Freund von ihm.«

Eine heiße Welle stieg in Luise empor. »Da hast du es! Vaters *alter* Freund! Aber doch kein geeigneter Ehemann für mich!«, empörte sie sich und wollte noch mehr hinzufügen, doch ihre Mutter hob die Hand und wandte den Kopf zur Seite. Diese Geste war Luise nur allzu vertraut. Die Gräfin würde sich kein weiteres Wort dazu anhören. Luise hielt sich mühsam zurück. Zu oft hatte sie die Erfahrung gemacht, wie unbarmherzig kalt ihre Mutter reagieren konnte, wenn sie diese Grenze überschritt. Sie atmete also tief durch. Ihre Mutter dagegen musterte sie kühl. Wie sie da voreinander standen, wie ein junges und ein etwas älteres Ebenbild, Luise mit vor Wut und Aufregung erhitzten Wangen, ihre

Mutter mit aufrechter, ungerührter Haltung, war es typisch für sie: Anna von Scheweney behielt immer die kühle Kontrolle, während Luise stets mit aufbrausendem Temperament in Flammen stand. Alles in ihr bebte und ihre Hände, die sie krampfhaft zu Fäusten geballt an ihrer Seite hielt, zitterten. Wie gern würde sie ihrer Mutter entgegenschmettern, dass sie niemals einen Ehemann akzeptieren würde, der sie einengen und verbiegen wollte. Das euphorische Gefühl von Freiheit, welches sie beim Ritt erfüllt hatte, war vollkommen verflogen. Nur mühsam unterdrückte sie den Impuls, sich herumzuwerfen und die Treppe hinunterzueilen, durch die Halle, hinaus in den Hof, um auf Jeltje davonzugaloppieren. Doch wohin?

»Dein Vater und ich sind sehr beunruhigt über deine Entwicklung«, fuhr die Gräfin fort. Sollte sie ahnen, welcher Sturm in Luise tobte, so zollte sie ihm keinerlei Beachtung. »Er ist der Meinung, dass nun genügend passende junge Männer vorgeschlagen haben, von denen keiner dir einen zweiten Blick wert war.« Ein zweiter Blick? Auf all die Dummköpfe, Lüstlinge und hässlichen Gestalten, die bisher um sie geworben hatten? »Dass du auch seinen Freund verschmäht hast, hat deinem Vater wohl gezeigt, dass er selbst die Zügel in die Hand nehmen sollte. Ich rate dir, mein Kind: Du tust gut daran, dir Mühe zu geben. Versuche, Johan besser kennenzulernen. Er ist ein vernünftiger, junger Mann mit beträchtlichem Einkommen. Solltest du ihn auch verschmähen, garantiere ich nicht dafür, wen dein Vater dann für dich wählen wird.«

»Aber Mama ...« Ärgerlich biss Luise sich auf die Lippen, weil ihr wieder diese kindliche Anrede entschlüpfte.

»Geh jetzt auf dein Zimmer. Ich schicke dir Agnes hinauf, damit sie dir hilft, etwas Anständiges anzuziehen. Du siehst aus wie diese neumodischen Frauen, die in unziemlicher

Weise auf Fahrrädern unterwegs sind. Sei froh, dass dein Vater dich so nicht zu Gesicht bekommen hat. Wir sehen uns beim Frühstück.« Anna von Scheweney wandte sich um und schritt ohne ein weiteres Wort über die Galerie zum Westflügel, wo sich ihre Räume befanden.

Luise war froh, dass ihre Mutter sich nicht mehr umblickte, denn sie spürte Tränen in ihren Augen brennen. Tränen der Ohnmacht. Nur mit Mühe schluckte sie sie hinunter und lief in die andere Richtung des Flures, wo im Ostflügel ihr eigenes Zimmer neben dem Claras lag. Sie war froh, dass ihr Kammermädchen Agnes sie im Gegensatz zur Gräfin offensichtlich nicht hatte kommen sehen und noch nicht auf sie wartete, und lehnte sich bebend von innen gegen die Tür. Wie gern hätte sie sich eingeredet, dass sie nur aus Wut über die Anmaßung und Strenge ihrer Mutter derart am ganzen Körper zitterte. Doch wenn sie ehrlich zu sich selbst war, musste sie zugeben, dass auch ein anderes Gefühl dabei eine große Rolle spielte. Ein Gefühl, das sie seit ihres jungen Lebens so gut wie nie gekannt und stets verachtet hatte.

Und es wurde ausgelöst durch die Erkenntnis, dass ihre Eltern ernsthaft ungeduldig wurden. Mit ihren dreiundzwanzig Jahren war sie dem preußischen Gesetz nach nicht volljährig und somit voll und ganz dem elterlichen Willen unterstellt. Und die fragten leider nicht nach den Träumen, die Luise selbst für ihr Leben hegte. Träume, von denen sie selbst noch nicht einmal wusste, welchem großen Ziel sie folgen würden.

Hatte Luise seit ihrer Einführung in die Gesellschaft mit ihrem achtzehnten Lebensjahr Trost in dem Glauben gefunden, sie habe noch ausreichend Zeit, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, irgendwann jemandes Ehefrau zu sein, so wurde ihr nun mit einem Schlag klar, was sie in den letzten

Monaten schon kommen gewöhnt hatte: Die Zeit der Schonung war vorüber.

Das Gefühl, das sie neben ihrer ohnmächtigen Wut über ihre Hilflosigkeit so beben ließ, nahm allmählich überhand.

Luise hatte Angst.

Clara

2

Clara hätte gern gewusst, warum das gemeinsame Frühstück an diesem Morgen so ungewöhnlich schweigsam verlief. Die ganze Familie saß beisammen an dem großen rötlich glänzenden Kirschholztisch im Frühstücksraum: Graf und Gräfin von Scheweney, Wilhelm, Luise und Clara selbst. Neben dem langgezogenen Büfett, auf dem sich frisches Brot, Rosinenbrötchen, Butter, Wurst, Käse und Obst türmten, stand der erste Hausdiener Hannes Ranke, von allen nur beim Nachnamen genannt. Dieser schien Rankes Gestalt so ganz und gar zu entsprechen, denn er wirkte stets biegsam und beweglich wie Efeu. Unter seinen bereits lichten, rotblonden Haaren beobachtete er mit Argusaugen, dass bloß keine der Zutaten auszugehen drohte, ehe nicht alle Familienmitglieder ausreichend davon genommen hatten. Eine heiter wirkende, zartgelbe Tapete zierte die Wände des Raumes und gab vor, dass auch hier drinnen feines Laub sich vom Boden zur hohen, mit kunstvollem Stuck verzierten Decke streckte. Darin saßen allerlei exotische Vögel, die Schnäbel graziös zu tonlosem Gesang geöffnet. An den Wänden waren etliche elegante Gasleuchter angebracht, die sich wie Schwanenhälse aus ausgebreiteten Flügeln in den Raum reckten. Doch der

Morgen war strahlend hell und das Sonnenlicht fiel durch die Reihe der fast bodentiefen Fenster, sodass keine zusätzliche Beleuchtung nötig war.

Anders als im großen Besuchersalon waren die Stühle hier im Frühstückszimmer bequem, die Blumenbuketts unaufdringlich und niemand achtete sonderlich auf Etikette – denn hier waren sie in der Regel unter sich. Trotzdem wollte am heutigen Morgen keine Unterhaltung zwischen den Familienmitgliedern aufkommen.

Dass ihr Vater und Wilhelm nicht viel zur Konversation beitrugen, fiel nicht weiter auf. Obwohl sie sich in ihrer Größe sehr unterschieden, der Graf eher klein und gedrungen, Wilhelm groß und schlank, waren beide ihrem Naturell entsprechend nicht gesprächig. Wie immer aß der Graf mit Appetit. Er saß der Tafel vor und beschäftigte sich nebenbei bereits mit der Morgenpost und dem *Landwirtschaftlichen Anzeiger*. In letzterem studierte er eine Seite besonders ausführlich, faltete das Blatt dann sorgsam und legte es zu seiner Linken an Wilhelms Teller. Clara, die Wilhelm schräg gegenüber saß, neben ihrer Mutter und mit dem Rücken zur Fensterfront, versuchte einen Blick auf die Schrift zu werfen. Nur die Titel waren für sie auszumachen. Interessierte ihren Vater der aktuelle Weizenpreis? Oder gar die dampfbetriebenen Traktoren?

Im Gegensatz zu ihr, die gern gewusst hätte, was davon für Friesenhain von Belang war, schien Wilhelm die Lektüre nicht zu reizen. Gelassen kauend ließ er den Blick aus seinen meerblauen Augen, die unter dem kastanienbraunen, dichten Haar umso leuchtender schienen, immer wieder zu den großen, weißen Sprossenfenstern schweifen. Woran dachte er wohl, wenn er auf die lange, von Platanen gesäumte Allee des Gutes hinaussah? Schon als Kind war er eher in sich ge-

kehrt gewesen, hatte weder Luises Abenteuerlust noch Claras enormen Wissensdurst zu allen Abläufen auf dem Gestüt geteilt. Nur Bücher hatten ihn auf eine Weise fasziniert, die Clara von sich selbst nur kannte, wenn es um Belange Friesenhains ging.

Während also von den beiden männlichen Mitgliedern der Familie ohnehin nicht viel zu erwarten war, was die morgendliche Unterhaltung anging, wunderte Clara sich, dass auch Luise und ihre Mutter beharrlich schwiegen.

Luise rührte kaum einen Bissen an. Derweil saß ihre Mutter trotz des bequemen Stuhles mit steif durchgedrücktem Rücken auf ihrem Platz. Sie führte energisch kleine Häppchen mit der Gabel zum schön geschwungenen Mund, als sei das Frühstück eine weitere der ernst zu nehmenden Pflichten, denen eine Gräfin nachzukommen hatte.

Worüber hatten die beiden wohl gerade auf der Empore noch gesprochen? Luise mit ihrem Dickkopf würde sich von einer Zurechtweisung aufgrund ihrer unangemessenen Reitkleidung doch nicht in ein Schneckenhaus zurückziehen. Das sähe ihr gar nicht ähnlich. Üblicherweise ertrug sie alle mütterlichen Tadel mit unterdrückter Ungeduld und tat danach alles weiter so, wie sie es wollte.

Und Mutter, ja, die ließ sich sonst ihre Verstimmung nach einer weiteren der üblichen Kollisionen mit ihrer älteren Tochter auch nicht derart anmerken. Das entsprach nicht ihrem Anspruch an sich selbst und an alle anderen Familienmitglieder, in jeder Situation Contenance zu bewahren. Was war also vorgefallen?

Luise hatte ihrer Mutter doch nicht von dieser Versammlung der Frauenrechtlerinnen erzählt, die ihr offenbar im Kopf herumspukte? Das würde freilich den unterdrückten Zorn erklären, den Clara neben sich deutlich spürte.

Ihre Schwester war manchmal ein solcher Dickkopf, dass ihr alles zuzutrauen war. Schon als Fräulein Gehmlich das erste Mal sehr vorsichtig ihre Aktivitäten im Deutschen Allgemeinen Frauenverein erwähnte, hatten Luises seegrüne Augen aufgeblitzt. Und Clara war klar gewesen, dass hier ein Problem heranziehen könnte. War es jetzt etwa so weit gekommen und Luise hatte ihrer Mutter gegenüber etwas angedeutet?

Clara beschloss, Luise nach dem Frühstück in der oberen Etage abzufangen, um zu erfahren, was geschehen war.

Mit diesem Vorsatz vorerst zufrieden, wandte sie sich an ihren Vater: »Für wann hat Triest sich angekündigt?«

Der befreundete Pferdezüchter aus dem Hannoveraner Umland wollte heute vom Bahnhof des zwanzig Kilometer entfernten Osnabrück aus herüberkommen. Er brachte ihnen per Pferdewaggon mit dem Zug und dann über Land den neuen Deckhengst aus seiner eigenen Zucht, der das Blut der Friesenhain-Pferde auffrischen sollte. Clara hatte vor ein paar Wochen das Glück gehabt, Vater und Bruder auf der kleinen Reise nach Hannover begleiten zu dürfen, wo ihnen diverse edle Tiere vorgeführt worden waren und sie schließlich diesen Hengst ausgesucht hatten. Er war groß und kräftig, wie ein Kavalleriepferd sein musste, und hatte bereits bewiesen, dass er Gelassenheit, Mut und gute Führigkeit an seine Nachkommen weitervererbte. Die ideale Voraussetzung, um mit den vielversprechendsten Friesenhain-Stuten charakterstarke und zudem schöne Fohlen hervorzubringen. Clara hoffte sehr, dass ihr Vater nach diesem kleinen Hinweis auf die Idee kommen würde, ihr zu erlauben, bei der Ankunft des Tieres dabei zu sein. Während sie Messer und Gabel neben den Teller legte, wartete sie gespannt auf seine Antwort.

Jetzt wandte der Graf sich um und schaute auf die ver-

goldete und hübsch verschnörkelte Uhr, die den Kaminsims zierte.

»Schon neun?«, brummte er mit seinem ungewöhnlich tiefen Bass, der allen, die seine Stimme zum ersten Mal hörten, gleich Respekt einflößte. Er tupfte sich mit einem Zipfel der Serviette die Mundwinkel, wobei er sorgfältig darauf achtete, den nach Vorbild Kaiser Wilhelms II. an den Enden hochgezwirbelten Schnurrbart nicht zu beschädigen. »Gut, dass du mich erinnerst, Clara. Bevor Triest hier ankommt, wollte ich noch ein paar Dinge erledigen. Er wird sicher gleich hier sein. Ihr findet mich im Arbeitszimmer.« Das bedeutete wohl, dass er bis zur Ankunft des Züchters nicht gestört werden wollte. Er sah zu seiner Frau, in seinem Blick eine leise Frage. Offenbar war auch ihm aufgefallen, wie beherrscht die Gräfin heute Morgen wirkte. Doch obwohl sie sein Zögern bemerkt haben musste, erwiderte sie seinen Blick nicht. Also legte er die Serviette neben seinen Teller und stand auf.

Clara zog die Unterlippe zwischen die Zähne und ließ es gleich wieder, als ihr auffiel, was sie da tat. Nun war sie in einer Zwickmühle. Trotz ihres Hinweises hatte ihr Vater ihren Wunsch nicht erkannt.

Sie holte Luft und sagte rasch, ehe er zur Tür hinaus verschwunden war: »Ich würde gerne dabei sein, wenn der neue Hengst ankommt, Vater.«

Ihr Vater sah sie einen Moment lang zerstreut an, mit den Gedanken bestimmt bereits bei der Arbeit, die auf seinem Schreibtisch wartete. Graf Hermann von Scheweney war nur mittelgroß, für einen Mann sogar eher klein, doch seine breiten Schultern, die tiefblauen Augen und der prächtige Backenbart samt Schnäuzer machten aus ihm eine eindrucksvolle Gestalt. Dass seine zweite Tochter und jüngstes Kind stets höchstes Interesse an den Belangen des Gestüts hegte,

war er von Claras Kindheit an gewohnt. Doch gab es durchaus Geschäftsangelegenheiten, bei denen er sie ausschloss. Früher war ihre Anwesenheit nicht ins Gewicht gefallen – im Gegenteil, das kleine, eifrige Mädchen hatte sämtliche Geschäftspartner entzückt und amüsiert, weil sie ihr Interesse für eine Art niedliches Spiel gehalten hatten, in dem sie ihrem bewundernden Vater nachzueifern schien. Doch seit Clara erwachsen war, stieß ihre Beteiligung an gewissen Gesprächen zunehmend auf Befremdung. Besonders seitdem Wilhelm vor sechs Jahren, damals zweiundzwanzigjährig, nach Rückkehr von seiner freiwilligen einjährigen Ausbildung bei den Gardedragonern in Berlin zurückgekehrt und mehr und mehr in die Gestütsgeschäfte eingestiegen war. Dass er bei Verhandlungen anwesend war, nahmen alle für selbstverständlich – schließlich würde der junge Graf später den Besitz übernehmen, während es Claras vordringliche Aufgabe war, sich um eine vorteilhafte Ehe zu bemühen. Einen kurzen Moment lang durchzuckte Clara die Erinnerung an das Gespräch mit Luise vorhin auf den Stufen zum Haus. Obwohl sie es nicht gern eingestand, hatte ihre Schwester auch in ihr eine empfindsame Stelle berührt: All ihr Wissen und noch so großes Engagement nutzten Clara wenig, wenn die Männer etwas unter sich ausmachen wollten. Denn sie war nur die Tochter, nur eine Frau, der im Leben andere Aufgaben zufallen würden.

Doch an dem nun freundlichen Aufblitzen in den Augen ihres Vaters erkannte Clara, dass heute nicht einer dieser für sie düsteren Tage war, an denen sie in die hintere Reihe verwiesen wurde.

»Triest wird nichts dabei finden. Du hast uns ja auch in Hannover begleitet, als wir das Pferd ausgewählt haben. Natürlich darfst du seine Ankunft miterleben«, entschied er.

»Außerdem will Triest sich zwei unserer Absetzer aussuchen. Besser, wir haben zu dritt ein Auge drauf, dass er uns nicht die besten entführt, jetzt, wo Paas nicht hier ist.« Er zwinkerte ihr zu und ein Ende seines Schnurrbarts wippte.

Clara lächelte ihren Vater dankbar an. Der sah noch einmal fragend zur Gräfin, die nur kurz die Brauen hob und mit milder Resignation zustimmend nickte. Die Erwiderung des Lächelns ihres Mannes fiel ein wenig dünn aus. Offenbar war sie tatsächlich durch etwas ernsthaft verstimmt. Und so verließ Graf Hermann das Frühstückszimmer, ohne dass noch ein weiteres Wort gefallen wäre.

»Mich ruft ebenfalls die Pflicht«, sagte Wilhelm.

Luise erhob sich zeitgleich mit ihm und murmelte nur einen leisen Gruß, ehe sie, blass, mit zusammengepressten Lippen, dem Bruder hinaus folgte.

Kaum hatte die Tür sich hinter den beiden geschlossen, wandte Gräfin Anna den Kopf und musterte Clara durchdringend. Die stellte wie schon so viele Male fest, dass Luise ihre schönen Augen von ihrer Mutter geerbt hatte. Doch während bei ihr Lebendigkeit und Temperament aus dem seegrünen Blick sprachen, wirkten die eine Nuance helleren Augen der Gräfin oft kühl. Clara hatte schon früh gelernt, in ihnen zu lesen und einem möglichen Tadel zuvorzukommen.

»Ich werde besser noch Toilette machen, ehe Triest kommt«, erklärte Clara jetzt und wollte sich erheben.

Doch ihre Mutter hob die Hand. »Du siehst entzückend aus, Clara, und bist einem Gang übers Gestüt mit einem altbekannten, befreundeten Züchter durchaus angemessen gekleidet.« Sie drehte den Kopf. »Ranke, Sie können gleich abräumen. Wir brauchen nur einen Moment.«

Mit geneigtem Kopf antwortete der: »Jawohl, Gräfin«, und schloss bereits die Tür hinter sich.

Clara straffte die Schultern und sah ihre Mutter aufmerksam an.

»Gutes Kind«, sagte die Gräfin mit einem freundlichen Blick. »Im Gegensatz zu Luise gibst du deinem Vater und mir nie Anlass zur Klage. Ebenso wie dein lieber Bruder.« Bei der Erwähnung Wilhelms trat ein leichtes Lächeln in die feinen Züge ihrer Mutter. Doch auch ein Seufzen mischte sich hinein. »Luise aber scheint allen Widerspruchsgeist in sich zu vereinen, der gut für euch drei gemeinsam gereicht hätte.«

Wie so oft konnte Clara derartige Worte nicht einfach stehen lassen. Viel zu sehr schlug ihr Herz für die tatkräftige ältere Schwester. »Aber sie meint es nie böse, Mutter. Es ist ihr Temperament, das da aus ihr spricht. Und wenn man Vater glauben darf, warst du als junge Frau ganz ähnlich?« Der kleine Scherz, der schon in ähnlichen Gesprächen zum Einlenken geholfen hatte, ließ nun das Lächeln auf dem Gesicht der Gräfin erlöschen.

Sie musterte ihr jüngstes Kind beinahe verwundert. »Wie unterschiedlich ihr doch seid. Und trotzdem haltet ihr zusammen wie Pech und Schwefel.«

»So habt ihr es uns beigebracht«, erwiderte Clara. »Die Familie steht über allem.« Sie legte die Hände in den Schoß und sah ihre Mutter abwartend an. Würde sie nun in das Gespräch eingeweiht werden, das ihre Mutter und Luise vorhin auf der Empore geführt hatten und das bei beiden eine so schlechte Stimmung hinterlassen hatte?

Da kam es schon. »Wir werden für ein oder zwei Wochen Besuch bekommen«, erklärte die Gräfin. »Aus meiner Heimat.«

Clara verbarg geschickt ihre Überraschung, denn mit so einer Eröffnung hatte sie nicht gerechnet.

»Wen erwarten wir denn?«, erkundigte sie sich und ging im

Kopf rasch alle Verwandten in den Niederlanden durch, die für einen solchen Aufenthalt auf Friesenhain infrage kämen.

»Ein Großvetter von euch, Johan van Leeuwen.«

»Johan«, wiederholte Clara verwundert. »Ich erinnere mich an ihn.«

»Tatsächlich?« Ihre Mutter hob erstaunt die Brauen unter der sorgfältig hochgesteckten Frisur.

»Ja. Er konnte wundervoll zeichnen. Aber seit er mir als der zwei Jahre Älteren damals einen Löwen gemalt hat, der aussah, als würde er gleich vom Papier springen, sind bestimmt zehn, zwölf Jahre vergangen.«

»Fünfzehn, um genau zu sein. Cousine Maxime und ich haben es ausgerechnet.«

»Meine Güte, da war ich erst sechs Jahre alt!«, rief Clara. »Er muss ja wirklich Eindruck auf mich gemacht haben, dass ich mich daran noch so gut erinnere.«

Ihre Mutter verzog den Mund. »Auf deine Schwester wohl nicht. Sie hatte ihn lediglich als den jüngeren Bruder des Erben Alexanders im Kopf.«

»Du hast Luise bereits von Johans Besuch erzählt?«, wollte Clara wissen.

»Gerade eben, als ihr ins Haus kamt.«

Nun dämmerte Clara, worum es bei diesem Vetternbesuch wohl gehen würde. Oje, kein Wunder, dass Luise nach so einer Eröffnung beim anschließenden Frühstück so wortkarg gewesen war.

Sie räusperte sich. »Nun, dann ... Ich freue mich auf unseren Vetter. Vielleicht hat er seine Fertigkeiten im Zeichnen ja vervollkommenet und kann mir etwas beibringen, damit ich endlich auch ein wenig Talent darin entwickle.«

»Wahrscheinlich wird er viel Zeit mit deiner Schwester verbringen«, erwiderte ihre Mutter und bestätigte damit Claras

Verdacht. Die grünen Augen auf ihre jüngere Tochter gerichtet setzte die Gräfin hinzu: »Ihr habt ein vertrauensvolles Verhältnis, Luise und du. Du würdest ihr helfen, indem du ihr deutlich machst, wie wertvoll eine solche Verbindung für Luise, für unsere Familien wäre. Kann ich diesbezüglich auf dich zählen?«

Da war ein Kloß in Claras Hals. Im Gegensatz zu Luise begehrte sie nie gegen die Entscheidungen ihrer Eltern auf. Sie wusste, auch für sie würde sehr bald die Zeit kommen, in der Männer um sie warben und sie einen von ihnen würde wählen müssen. Doch diese Gewissheit war ihr von jeher vertraut und so sicher wie das Amen in der Kirche. Sie war sich ihrer Pflicht bewusst und hielt deswegen auf Gesellschaften bereits die Augen offen. Denn lieber würde sie beizzeiten selbst eine Wahl treffen, ehe es zum Äußersten kam. Wie jetzt bei Luise.

Aus den abendlichen Gesprächen in ihren Schlafzimmern wusste sie nur zu gut, was Luise von den bisherigen Bewerbern um ihre Hand hielt und wie sehr ihr der Gedanke widerstrebte, einen Ehemann zu nehmen, den ihre Eltern ausgesucht hatten – nach den Kriterien von Herkunft und guter Verbindung.

»Clara?«

Sie blinzelte kurz. »Ja, Mutter. Ich werde mit ihr reden. Aber sie hört auch auf mich nicht immer.«

Die Gräfin seufzte. »Ich weiß. Nur tu dein Bestes.«

»Das werde ich.«

Ihre Mutter stand auf, nickte ihr zu und verließ den Raum.

Für einen Moment saß Clara beklommen auf ihrem Platz und starrte auf die hellgelbe Tapete, die mit ihrer sonnigen Farbe, den Blüten und Vögeln vorgaukeln konnte, das ganze Leben sei derart harmonisch und fröhlich.

Erst als Ranke wieder hereinkam, um das Büfett abzuräumen, und erschrak, als er sie hier noch vorfand, erhob sie sich.

»Danke, Ranke, es ist schon gut. Ich wollte sowieso gerade gehen. Bitte richten Sie Frau Rühl aus, dass das eingelegte Gemüse heute ganz besonders gut geschmeckt hat.«

»Sehr gern, Komtess Clara.« Er neigte lächelnd den Kopf und sie ging hinaus.

* * *

Clara vermied es, hinauf in den ersten Stock zu gehen, wie sie es sonst getan hätte, um noch einmal ihre Frisur zu überprüfen und ein paar Korrespondenzen mit Freundinnen und Verwandten zu erledigen. Womöglich würde Luise sie abfangen und ihr aufgeregt mitteilen, was Clara nun selbst erfahren hatte: dass ein weiterer Heiratskandidat dabei war, die Bühne auf Friesenhain zu betreten. Ihre Schwester würde zu Recht ihr Mitgefühl und ihren Beistand erhoffen – und gleichzeitig scholl Clara das Echo der Bitte ihrer Mutter in den Ohren. Einer Begegnung mit Luise fühlte sie sich jetzt gerade noch nicht gewachsen. Erst musste sie sich darüber klar werden, wie sie das von der Mutter gewünschte Gespräch anfangen könnte, ohne die eine oder die andere zu verraten.

Also durchschritt sie die Halle mit den blau-weißen Fliesen und kam auf dem Weg zum Nordausgang, zu dem sie nach dem Ausritt mit ihrer Schwester hereingekommen war, am Arbeitszimmer ihres Vaters vorbei.

Die schwere hölzerne Tür war nur angelehnt, und als sie stehen blieb, konnte sie ihn drinnen herumgehen und mit Papier rascheln hören. Kurz spielte sie mit dem Gedanken, hineinzugehen und auf geschickten Umwegen von ihrem Vater zu erfahren, wie ernst es diesmal stand und ob es für

Luise überhaupt noch eine Entscheidungsmöglichkeit gab. Doch die Schritte drinnen klangen energisch und wahrscheinlich war der Graf gerade ausschließlich mit Gedanken um Gutsangelegenheiten beschäftigt. In so einer Gemütslage störte auch sein Liebling unter den Kindern ihn besser nicht.

Fast hätte sie ertappt aufgeschrien, als sich plötzlich eine feuchte, kalte Nase in ihre Hand schob. Es war natürlich Gimpel, der auf der Suche nach den Komtessen durchs Haus gestreift war.

An die Dogge gewandt, legte Clara den Finger an die Lippen und winkte sie mit sich zur Tür. Das blauschwarze Gesicht verzog sich vor Freude zu einem hündischen Lächeln, als der Rüde begriff, dass er seine junge Herrin auf den anstehenden Ausflug begleiten durfte. Rasch schlüpfte er noch vor ihr zur Tür hinaus und klopfte dabei mit der langen Rute gegen das weiß gestrichene Holz der doppelflügeligen Tür.

Clara musste über seinen Eifer schmunzeln. Er kam ihr wie ein Spiegelbild ihrer selbst vor – denn auch sie wollte momentan nur hinaus und dem entfliehen, was sie über kurz oder lang drinnen erwarten würde.

Von dem um sie herumtollenden Hund begleitet, ging Clara quer über die rechteckige Rasenfläche in der Mitte des Vierkanthofes zu den Boxen, aus denen die tragenden Stuten schauten.

Marie stand bei einer von ihnen, streichelte den schönen Kopf und sprach sanft mit dem Tier. Sie hatte ihr eigenes Haar in einen einfachen Zopf geflochten, der ihr auf den Rücken fiel. Von der vielen Sonne, mit der der Sommer sie verwöhnt hatte, war es noch heller als sonst und leuchtete fast weiß. Nach dem Ausritt am Morgen hatte die Tochter des Stallmeisters sich umgezogen, die praktische Reithose gegen einen stalltauglichen groben Rock getauscht, der ihr

nur knapp bis zu den Waden reichte und die abgetragenen Schnürstiefel erkennen ließ. Auch die kurze Jacke war für die Arbeit hier draußen ausgesucht, mit bequemen Ärmeln, ohne modische Accessoires, die beim Umgang mit den Tieren nur stören würden. Längst hatte Marie es aufgegeben, über ihren Teint zu jammern, der sie wie eine Bauersfrau wirken ließ. Es war nicht zu ändern, da sie sich viel im Freien aufhielt, waren Gesicht und Hände fast immer sonnengebräunt. Clara, die ihre Freundin nicht anders kannte, liebte sie für diese Natürlichkeit nur noch mehr.

»Doktor Heuser kommt gleich, um nach den tragenden Stuten zu sehen«, sagte Marie und strich der Braunen, neben der sie stand, über den Hals. »Die gute Fee hier wird wohl auch in den nächsten Tagen mit dem Fohlen dran sein.«

»Wie schade, dann kannst du nicht dabei sein, wenn der neue Hengst ankommt«, erwiderte Clara ehrlich bedauernd. Doch Marie lächelt nur.

»Ich werde ihn eben später kennenlernen. Wie heißt er denn eigentlich?«

»Walzerpromenade.«

Marie prustete los. »Das ist doch kein Name für ein Pferd. Er braucht einen, bei dem wir ihn rufen können. So wie wir aus *Leuchtender Kometenschweif* Komet gemacht haben.«

»Denk dir einen aus«, bot Clara an. »Du bist ja sowieso diejenige, die am meisten mit ihm umgehen wird. Du und Paas. Dein Vater muss natürlich auch einverstanden sein.« Marie strahlte sie an. »Dann werden wir sehen, wie der Neue sich gibt, und finden etwas Schönes für ihn. Heiß ihn in meinem Namen willkommen, ja? Rudi hat die große Box im Hengststall mit dem angrenzenden Auslauf frisch eingestreut. Dort kann der Neue erst mal ankommen und auf Abstand den anderen zurufen, dass nun ein weiterer toller Kerl

hier lebt.« Bei den letzten Worten schmunzelte sie, denn das Verhalten der Pferde löste bei ihr immer Anteilnahme und in solchen Fällen auch Amusement aus.

Clara erwiderte ihr Lächeln verschmitzt und sie nickten sich einvernehmlich zu. Kurz strich Clara der Stute zart über die Stirn mit der schmalen Blesse und setzte dann ihren Weg fort. Der weite Rock ihres Taftkleides raschelte über den feinen Kies, während sie zum Nordtor hinausging, durch das sie vorhin nach ihrem wilden Ritt hereingetrabt waren.

Alle auf Friesenhain nannten diesen Durchgang *Tor*, obwohl er eher einem kleinen Tunnel glich. Bogenförmig zog er sich gut fünfzehn Meter lang. Über Claras Kopf befand sich hier im Norden der Heuboden und die Unterkunft für die Stallburschen, die durch eine Holzterrasse in der Sattelkammer zu erreichen war. Im Westen des Gebäudes dagegen beherbergte die erste Etage das Musikzimmer und den Tanzsaal der Grafenfamilie. Dort wurden alle Festlichkeiten ausgetragen wie auch die Bewirtung der Gäste, wenn zu den großen Jagden im Frühjahr und Herbst das Wetter einen Aufenthalt im Innenhof nicht gestattete.

Auf dem Fahrweg hinter dem Tor rumpelte soeben ein von einem kräftigen Pony gezogener Karren heran, mit einem alten Mann auf dem Kutschbock, der den Hut lüftete, als er sie erkannte.

»Guten Morgen, Komtess!«, rief der Alte. »So früh schon unterwegs?«

»Wir erwarten einen neuen Hengst, Herr Lohmann«, erwiderte Clara mit einem Winken.

»Und zu dieser Feier also all die feinen Sachen, die Frau Rühl bestellt hat?«

Frau Rühl bestellte als Köchin im Grunde nicht wirklich etwas, denn das war Aufgabe ihrer Haushälterin Frau

Mecken. Doch Lohmann hatte die tatsächlichen Verhältnisse schon ganz gut durchschaut, denn auch wenn Frau Mecken das Wirtschaftsgeld verwaltete, so war es doch die gewitzte Rühl, die ihre Vorstellungen in Sachen bester Mahlzeiten durchzusetzen verstand.

»So wird es sein«, entgegnete Clara mit einem Lachen. Sie winkten einander noch einmal zu. Dann holperte Lohmann mit dem voll beladenen Karren weiter und wurde vom dunklen Schatten des Tores verschluckt.

Während Clara vom Fahrweg nach rechts abbog, um zwischen der Unterkunft der Stallburschen und der Sattlerei hindurch zu den Hengststallungen zu gehen, dachte sie darüber nach, was die Bestellung von feinen Sachen wohl tatsächlich bedeutete. Wahrscheinlich hatte ihre Mutter mit der Köchin gesprochen und für die Anwesenheit ihres Großvetters besonders ausgewählte Speisen gewünscht. Das klang tatsächlich so, als solle jemandem die Familie von Scheweney im wahrsten Sinne des Wortes schmackhaft gemacht werden.

Clara seufzte. Arme Luise. Diesmal würde sie bestimmt nicht so leicht entwischen können. Sollte Vetter Johan nicht gerade unter ansteckendem Ausschlag leiden, zeugungsunfähig sein oder – noch schlimmer – ein Sozialdemokrat, würde Luise ihrem Schicksal wohl entgegensehen müssen.

In diesem Augenblick wurde Clara aus ihren Gedanken gerissen. Hinter der großen Scheune tauchte auf dem Fahrweg eine zweispännige Droschke samt dahinter trabendem Pferd auf.

In der offenen Mietkutsche erkannte Clara den Züchter Triest und dessen ihn um einen Kopf überragenden Stallmeister.

Sie nahm sich einen Moment, um den Bewegungen des Tieres mit den Augen zu folgen, das hinter der Droschke an-

gebunden lief. Geschmeidig und kraftvoll warf es die schlanken Beine, während es sich mit hoch erhobenem Kopf am muskulösen Hals aufmerksam umsah. Ja, dachte Clara zu-frieden, sie hatten genau den richtigen Hengst ausgesucht.

Donner, der einzige Friesenhengst des Gestüts und viel-leicht aus diesem Grund höchst überzeugt von seiner über-ragenden Einzigartigkeit, wieherte empört von der nah lie-genden Koppel herüber, sobald er den Konkurrenten erspäht hatte. Der Neue erwiderte den Gruß und präsentierte sich mit stolz gerecktem Hals. Clara musste lächeln. Genau diese Eitelkeiten hatte Marie vorausgesagt.

Dann rief sie Rudi zu sich, der soeben aus der Scheune trat, weil er ebenfalls die Kutsche gehört hatte.

»Lauf geschwind und hol den Grafen und meinen Bruder!«

»Jawohl, Komtess.« Rudi nickte zackig und rannte davon.

Clara strich den Rock ihres Kleides glatt und ging den An-kommenden entgegen.

* * *

Nachdem sie Walzerpromenade in der vorbereiteten Box un-tergebracht hatten und er die ausschweifende Unterhaltung mit Donner zugunsten einer Portion Heu beendet hatte, machten sie sich zu fünft auf den Weg zur Koppel: Triest und sein Stallmeister, der Graf, Wilhelm und sie selbst. Die Absetzer waren jene jungen Stuten, die von ihren Müttern getrennt nun eine eigene, kleine Herde bildeten. Triest be-wies nicht nur seine Kenntnis, indem er unter den Halb- und Einjährigen zwei vielversprechende Tiere auswählte, sondern auch Takt: Die beiden Besten dieses Jahrgangs übergab er wortlos und ersparte ihnen allen somit die Unannehmlich-keit, seinem Wunsch nicht entsprechen zu können. Clara be-

merkte dieses Feingefühl ebenso wie ihr Vater und Bruder. Wilhelm tauschte einen Blick mit ihr und sie nickten sich einvernehmlich zu.

Solcherart mit allen Geschäften hochzufrieden begaben sich die von Scheweney zusammen mit Triest ins Haus, wo ein sehr früher Lunch auf sie wartete. Triests Stallmeister strebte freudig der Küche zu, wo er bei vorherigen Besuchen bereits beste Erfahrungen mit der Bewirtung durch Frau Rühl gesammelt hatte.

Gedeckt war im Salon, der mit den ausladenden, schweren Möbeln und einigen Kunstwerken an den Wänden stets von allen Besuchern bewundert wurde. Hatten sie Besuch, mit dem Tee oder Kaffee eingenommen wurde, galt es auf den Stühlen und dem Kanapee Platz zu nehmen, die kunstvoll gearbeitet und wertvoll, aber leider reichlich unbequem waren.

»Haben Sie auch Ärger mit diesem Gesindel, diesen Pferdedieben, werter Graf?«, erkundigte Triest sich, als sie Platz genommen und sich von der Etagere bedient hatten. »Am Bahnhof habe ich etwas in dieser Art aufgeschnappt. Ich hoffe doch, an Friesenhain traut sich solches Diebespack nicht heran?«

Graf Hermann blickte düster in seine Kaffeetasse. »Bisher noch nicht, Triest. Und natürlich haben wir auf die trächtigen Stuten immer ein besonders gutes Auge. Sie stehen stets auf den Koppeln nah am Haus. Wir haben gute Hunde, die jeden Fremden melden.«

»So ist es recht.« Triest zeigte sich beruhigt und erkundigte sich beflissen nach der Gesundheit der gnädigen Gräfin und älteren Komtess. Denn weder Anna von Scheweney noch Luise nahmen an der kleinen Mahlzeit teil. Luise hatte sich gewiss in ihrem Zimmer eingeeigelt. Und dass ihre Mutter nicht anwesend war, konnte Clara nur recht sein, denn die

sah nicht gern, wenn ihre jüngste Tochter sich zu deutlich in die Belange des Gestüts einmischte.

So aber wartete Clara eine Gesprächspause ab und richtete sich dann an den Züchter: »Sagen Sie, Herr Triest, als wir im Juni bei Ihnen waren, haben wir uns doch auch die Stuten angeschaut, die bei Ihnen zum Verkauf stehen.«

»Haben Sie, Komtess, haben Sie«, antwortete Triest aufgeräumt und stellte den kleinen Porzellanteller, auf dem nur noch ein paar Krümel von den mit Schinken und Käse belegten Sandwiches zeugten, zurück auf den Beistelltisch.

»Es waren zwei Halbschwestern darunter. Ein Fuchs und eine Braune. Töchter von Ihrem Champion.«

»Fabelhafte Tiere!«, bestätigte Triest mit beinahe väterlichem Stolz. »Kerngesund. Elegant und doch kraftvoll. Beide echte Schmuckstücke der von uns so geschätzten Hannoveraner.«

»Bestimmt würden die beiden auch die Schatztruhe auf Friesenhain zieren«, sagte Clara mit einem Lächeln.

Ihr Vater runzelte über ihr Vorpreschen prompt die Stirn. Doch Wilhelm war geistesgegenwärtig und sprang ihr bei.

»Aber ja, genau das habe ich auch gesagt«, stimmte er ihr zu und beugte sich vor. »Wir sollten mal wieder für unsere eigenen Hengste für frisches Blut sorgen. Dir gefiel doch der Falbe besonders gut, nicht, Clara? Während ich ja für Füchse schwärme.«

Mit Wilhelm hatte Clara damals nach ihrer Rückkehr aus Hannover bereits über die beiden Stuten gesprochen, die eine echte Bereicherung für Friesenhain wären.

Aus etlichen Erfahrungen klug geworden, verließ Wilhelm sich in geschäftlichen Dingen gern auf den sicheren Instinkt seiner Schwester, der ihr umfassendes Wissen bereicherte. Claras Meinung war ihm wichtig. Ein warmes Gefühl der

Zuneigung für ihren Bruder durchflutete Clara, als er ihr nun heimlich zuzwinkerte.

Nun, da auch Wilhelm an den von Clara erwähnten Tieren so großes Interesse kundtat, glättete sich die Stirn des Grafen wieder und er wandte sich angeregt ebenfalls dem Züchter zu.

Doch Triest knetete seine Hände und schien peinlich berührt.

»Nun, werter Graf von Scheweney, werter Graf Wilhelm, verehrte Komtess, es ist so, dass diese beiden Stuten sich nicht mehr in meinem Besitz befinden«, sagte er.

»Oh, Sie haben sie verkauft?«, brach es aus Clara heraus.

Triest räusperte sich. »Ja, tatsächlich, das habe ich. Und wie der Zufall es will, haben die Tiere ihr Zuhause gar nicht weit von hier. Um genau zu sein, leben sie sogar in Ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Baron von Thebe wollte sie unbedingt haben.«

Clara konnte sehen, wie ihr Vater regelrecht zusammenzuckte. Doch er hatte sich schnell wieder unter Kontrolle, stocksteif aufgerichtet, die Miene eine glatte, ausdruckslose Fläche – wie immer, wenn dieser Name fiel.

Mit ihrem Bruder tauschte sie einen überraschten Blick.

»Baron von Thebe?«, wiederholte Wilhelm verwundert.

»Aber der Baron hat die Zucht noch nie auf so hohem Niveau betrieben«, wandte Clara ein. »Er zieht doch nur Pferde für den eigenen Gebrauch. Was will er denn mit zwei so wertvollen Stuten?«

Triest rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Das Thema war ihm sichtlich unangenehm. Natürlich wusste er, wie alle ihrer Bekanntschaften, von dem ungunstigen Verhältnis zwischen den benachbarten Gütern. Auch wenn der Grund dafür schon an die dreißig Jahre zurücklag, hielt das Zerwürfnis

an. Und alle, mit denen sie Umgang pflegten, vermieden es stets, den Namen von Thebe auch nur zu erwähnen. Triest wand sich regelrecht.

»Ebenso mein Gedanke, Komtess«, murmelte er. »Aber auf dem Gut von Thebe scheint sich einiges zu tun. Und offenbar gehört die erweiterte Zucht von Hannoveranern wohl dazu.«

»Vater.« Clara wandte sich an ihn. »Wusstest du davon?«

Das vertraute Gesicht wirkte mit einem Mal wie aus Stein gemeißelt. Die hochgezwickelten Spitzen des Schnurrbarts bewegten sich keinen Millimeter.

»Natürlich nicht«, antwortete er kühl. »Was die von Thebes tun oder lassen, liegt weit außerhalb meines Interesses.«

»Das fehlte uns noch«, brummte Wilhelm. »Nicht nur, dass uns dieser Reuben mit seinen drittklassigen Gäulen, die er unter Preis verkauft, immer wieder bei privaten Interessenten zuvorkommt, nun will uns von Thebe ebenfalls Konkurrenz machen?«

»Will der Baron tatsächlich im großen Stil züchten?«, hakte Clara bei Triest nach.

»Nun, ich ...«, begann der verlegen.

»Was für ein Unsinn!«, hob der Graf seine tiefe Stimme, sodass Triest sofort verstummte. »Konkurrenz für Friesenhain!« Er schnalzte missbilligend. »Was für ein unerfreuliches Thema. Wilhelm, wenn wir für unsere Hengste frisches Blut brauchen, finden wir bei Triest sicher mehr als genug erstklassige Tiere. Noch etwas Kaffee, Triest?« Er läutete energisch mit der bereitstehenden Glocke. Sofort öffnete sich die Tür und Ranke kam herein.

Der Züchter war erleichtert, dass ihm weitere Nachfragen zu dem pikanten Thema erspart blieben, und klopfte mit beiden Händen auf seine Knie. »Nein, vielen Dank, werter Graf. Ich muss aufbrechen, um den Nachmittagszug nach

Hannover zu erwischen. Ich nehme an, die Droschke wird wohl nicht mehr warten?«

Der Graf winkte ab. »Die haben wir fortgeschickt. Sie fahren selbstverständlich mit unserer Kutsche. Ranke, sagen Sie Wolff, er soll anspannen.«

»Soweit ich weiß, steht der Landauer schon bereit, gnädiger Herr«, erklärte der Angesprochene mit einer Verneigung. »Der Stallmeister Triest erwähnte beim Essen, dass sie bald wieder aufbrechen müssen. Und da hat Albrecht vorsichtshalber anschirren lassen.«

»Mein guter alter Albrecht! Was werde ich nur ohne ihn machen«, stieß der Graf hervor und erhob sich von seinem Sessel. Beflissen sprang Triest ebenfalls auf, während Claras Vater fortfuhr: »Die Wahl des Kammerdieners wird gemeinhin immens unterschätzt. Mein Albrecht ist mir seit Jahrzehnten eine wahre Stütze, ein Juwel unter den Dienern. Immer denkt er mit, immer steht er bereits parat, wenn ich gerade erst nach ihm rufen will. Leider ist er mittlerweile gebrechlich geworden und wird bald einen neuen Kammerdiener einweisen müssen. Ich fühle mich bei dem Gedanken nicht so recht wohl, Triest, das kann ich Ihnen sagen. Ein neuer Kammerdiener, herrje, das ist fast schlimmer als eine zweite Ehe.« Er lachte dröhnend und schien die kurze Verstimmung gerade bereits vergessen zu haben.

Triest lachte mit und konnte nur zustimmen, obwohl Clara sicher war, dass er wohl kaum Vergleichsmöglichkeiten hatte. In Sachen Ehe schon, denn er war verheiratet und hatte vier Töchter. Doch mochte er daheim sicher nur über ein paar Dienstmädchen, wenn es hoch kam einen Diener, sicher keinen speziellen Kammerdiener verfügen.

»Wilhelm, ich denke, ich werde Triest ein Stück des Weges zu Pferde begleiten. So kann ich in Ibbenbüren ein paar

Sachen bei der Bank regeln. Möchtest du dabei sein?«, wandte der Graf sich an seinen Sohn.

Clara spürte einen feinen Stich. Da war es wieder: Sie würde ihr Vater nicht danach fragen. Im Gegenteil: Dass er sie ohne ein Wort übergang, war für alle Beteiligten eine Selbstverständlichkeit. Leise seufzte sie. Nun hatten sich Luises aufrührerische Worte in ihre Gedanken geschlichen und brachten sie um ihre innere Ruhe und Einsicht in die Lage der Dinge, mit denen sie solchen Momenten üblicherweise begegnen konnte.

Da war es nur ein schwacher Trost, dass auch Wilhelm den Kopf schüttelte. »Freifrau von Assen und ihre Tochter haben sich für heute Nachmittag angekündigt«, erklärte er und streifte auch sie dabei mit einem Blick. Die Ratlosigkeit darin griff Clara erneut ans Herz.

Die Häufigkeit, mit der die Besuche des Mutter-Tochter-Gespans in der letzten Zeit stattfanden, ließen auf eine gewisse Absicht schließen.

Anders als seinen Schwestern gestand man Wilhelm als Mann zu, sich zunächst in seinem Leben zu festigen, ehe er eine junge Adelige zum Altar führen würde. Doch einmal würde es kommen. Und die Freifrauen von Assen schienen das ebenso zu sehen.

Wenn Clara Wilhelms Blick richtig deutete, war er jedoch noch nicht so weit, über einen solchen Schritt ernsthaft nachzudenken.

»Oh, na ja.« Ihr Vater hob die Hände. »Was soll man machen, Triest. Die Kinder sind erwachsen und haben diesbezüglich Pläne. Dann werde ich wohl allein mitkommen. In zwei bis drei Stunden bin ich zurück.« Er klopfte Wilhelm auf die Schulter und die drei Männer verließen gemeinsam den Raum. Wilhelm mit ihr unbekanntem Zielen.

Clara erhob sich ebenfalls und strich ihren Rock glatt.

Es war ein angenehmes Zusammensein gewesen. Doch der kurze Moment, in dem Triest in seiner Verlegenheit nicht so recht ein und aus wusste und ihr Vater zu einer Statue zu erstarren schien, wirkte in ihr nach.

Wie konnte ihr Vater die Neuigkeiten zu den Pferdezuchtplänen des Barons von Thebe einfach so abtun? Wenn Konkurrenz im Anmarsch war, sollten sie darüber mehr wissen. Wilhelm dachte da genauso, wie sie seinen Worten entnommen hatte. Aber ihr Vater verschloss lieber vor allem, was sich an dieser Seite seiner Ländereien tat, die Augen.

Allerdings hatte er auch die einzige Person erwähnt, von der Clara nun ein wenig Aufklärung erhoffen konnte.

Sie verließ den Salon, durchquerte die Halle in den Gang zum Arbeitszimmer und nahm die, hinter einer Tür mit milchigem Glaseinsatz verborgene, schmale Treppe hinunter in den Dienstbotentrakt.

Als sie gerade die letzten steinernen Stufen nahm, bog unten aus einer der offenstehenden Türen ein junges Mädchen mit Haube und Kittel, das einen großen Korb mit Gemüse im Arm trug. Bei ihrem Anblick blieb die Vierzehnjährige in ihren klappernden Holzpantinen abrupt stehen und machte einen unbeholfenen Knicks.

»Guten Tag, Komtess.«

»Guten Tag, Käthe. Ist der Stallmeister vom Triest noch hier?«

»Nein, Komtess. Er is' schon raus zur Kutsche. Die Herrschaften woll'n zum Bahnhof«, antwortete die Küchenmagd.

»Umso besser«, befand Clara. »Wo steckt denn Albrecht?«

»Ähm ...« Käthe machte hilflos große Augen.

»Schon gut, ich find ihn schon.«

Von ihren Besuchen hier unten – meist zusammen mit

Marie, die als Stallmeistertochter ein und aus ging – wusste Clara, dass es zwischen Küche, Spülküche, Wäscheraum, dem Lager für Geschirr und Silber wie auch den Schuh- und Nähkammern stets sehr geschäftig zugeht. Trotzdem schienen alle augenblicklich zu spüren, wenn in diesem immer geschäftig brummenden Bienenstock plötzlich ein Schmetterling erschien. In diesem Moment tauchten im Durchgang zur Küche die rosigen Wangen von Frau Rühl auf. Gleichzeitig kam eine kleine Gestalt in hochgeschlossenem, grauem Kleid mit energischem Schritt den langen Flur entlanggeraschelt. An einer feinen Kette um ihre Hüfte klimperte leise ein reich bestückter Schlüsselbund. Frau Mecken hielt wie immer die Hände vor dem Bauch verschränkt, das schmale Gesicht in besorgte Falten gelegt.

»Komtesse, stimmt etwas nicht? War etwas mit dem Lunch nicht in Ordnung?«, erkundigte die Haushälterin sich.

»Mit dem Lunch? Was soll damit nicht in Ordnung gewesen sein?«, echote die Köchin Frau Rühl und klopfte sich die mehlbestäubten Hände an ihrer Schürze ab, als wolle sie sich auf eine handgreifliche Auseinandersetzung zu diesem Thema vorbereiten.

»Der Lunch war vorzüglich wie immer«, beeilte Clara sich zu sagen, damit Frau Rühl sich gar nicht erst aufzuregen begann. Die große, kräftige Frau war einer der gutmütigsten Menschen, die sie kannte. Sie sah ihren Küchenmägden viele Fehler nach, lachte gern bei der Arbeit und hatte für alle Anliegen des Personals ein offenes Ohr. Clara sah noch sich selbst mit Marie als Kinder hier unten spielen und zwischen den Räumen auf dem engen Flur um die Wette rennen. Einmal war Marie dabei gestürzt und hatte mit blutendem Knie weinend am Boden gesessen. Da war Frau Rühl wie aus dem Nichts aufgetaucht, als habe sie eine feine Antenne immer

auf dieses mutterlose Kind gerichtet. Sie hatte Marie in ihre weiten Arme geschlossen, behutsam angehoben und tröstend an ihrer breiten Brust geborgen.

Die Köchin mit dem sonnigen Gemüt war der gütigste Mensch, den Clara sich denken konnte. Nur in einer Hinsicht verstand Frau Rühl nicht den geringsten Spaß: wenn die von ihr zubereiteten Mahlzeiten bekrittelt wurden.

»Ich liebe besonders die kleinen Sandwiches mit den eingelegten Gurken«, setzte Clara mit einem verschwörerischen Lächeln hinzu.

Sofort beschwichtigt lächelte Frau Rühl breit. »Weiß ich doch. Die mach ich immer speziell für Sie, Komtess Clara.«

Frau Mecken sah mit verschränkten Händen zwischen ihnen hin und her. Sie hielt unter den Diensthofen strenge Ordnung und hatte jede Kleinigkeit unter Kontrolle.

»Sie können mir bestimmt sagen, wo ich Albrecht finde?«, richtete Clara sich daher an sie.

»In der Gesindestube, Komtess«, kam die Antwort prompt, aber immer noch ein wenig besorgt, und sie setzte hinzu: »Er macht nur eine kleine Pause, denn er hat den ganzen Morgen die Stiefel des Grafen geflickt und poliert.«

»Was er immer ganz ausgezeichnet macht. Und weswegen ihm eine Pause sehr wohl zusteht«, versicherte Clara, die nicht wollte, dass ihr Besuch hier unten als Kontrolle aufgefasst wurde. »Ich will nur einen kurzen Plausch mit ihm halten. Danke.«

Clara wandte sich nach links, sich der fragenden Blicke durchaus bewusst, die in ihrem Rücken gewiss getauscht wurden.

Dass sie allein, ohne Marie, hier auftauchte, musste dem Personal merkwürdig erscheinen. Zwar kam es in den beiden Etagen der Herrschaften immer mal wieder zu kurzen

Gesprächen zwischen der Dienerschaft und Mitgliedern der Grafenfamilie, das blieb gar nicht aus, wenn beispielsweise Agnes ihr beim Ankleiden und Toilette machen half. Auch die Absprachen zur Haushaltsführung hielt Gräfin Anna mit Frau Mecken in ihren eigenen Räumen ab. Aber hier im Untergeschoss oder oben unter dem Dach, wo die Schlafkammern der Bediensteten lagen, erschien recht selten ein Familienmitglied. Und die Zeiten, zu denen Clara und Luise zusammen mit Marie in der Küche eine Süßigkeit erbettelt hatten, waren lange vorbei.

Schräg gegenüber der hinteren Tür zur Küche bog Clara erneut ab in die Gesindestube.

An dem langen Holztisch mit etlichen Stühlen drumherum nahm das Personal die Mahlzeiten ein, saß in den Pausen zusammen oder verrichtete einfache Näharbeiten. Doch jetzt spiegelte die leere, blank gewienerte Platte nur das Sonnenlicht, das durch die breiten, aber niedrigen Fenster, die hier im Untergeschoss dicht unter der Decke lagen, von Süden hereinfiel.

Schon aus ihrer Kindheit, wenn sie mit Marie hier herumgerannt war, wusste Clara, dass in dem großen Kamin am Ende des Raumes immer ein Feuer brannte – denn hier unten war es auch im Sommer stets kühl. In einem der beiden in die Jahre gekommenen Sessel, die dort standen, saß Albrecht. Der alte Kammerdiener ihres Vaters hielt ein Buch auf dem Schoß und Clara dachte schon, er sei so sehr darin vertieft, dass er sie nicht habe kommen hören. Doch da sah er auf.

»Komtess Clara«, sagte er mit seiner bereits leicht brüchigen Altmännerstimme und wollte aufstehen.

»Bleiben Sie sitzen, Albrecht.« Clara winkte ab, während sie zu ihm ging, und zog sich einen Stuhl vom Tisch heran. »Was lesen Sie?« Sie deutete mit dem Kopf auf sein Buch.

Er zeigte ihr den Einband. Sie erkannte ihn gleich wieder.

»Das alte Märchenbuch!«, rief sie entzückt.

Er lachte leise glucksend. »Meine jüngste Enkeltochter ist verrückt danach. Und sie ist eine scharfe Kritikerin, wenn es darum geht, dass ich beim Lesen nicht das rechte Tempo halte oder in der Zeile verrutsche. Diese Prüfungen besteh ich nur mit ein wenig Übung.«

Sie lachten beide und Clara fühlte ein warmes Gefühl in sich aufsteigen bei dem Gedanken, dass der Mann, den sie seit jeher als den Diener ihres Vaters kannte, in seiner Pause das Vorlesen übte, um seiner Enkelin zu gefallen.

»Marie und ich waren damals nicht so kleinlich, als Sie uns vorgelesen haben, Albrecht.«

»Ach, da war ich noch jünger, flotter und ...« Er verstummte und betrachtete kurz seine Hände, die von der Gicht verformt und ihm ein ewiges Ärgernis waren, weil sie nicht mehr genau das taten, was er von ihnen wollte. Und schon gar nicht so schnell, wie er es verlangte.

Clara streckte ihre Hand aus und legte sie kurz auf den Arm des Alten.

»Sie sind immer noch unser wertvollstes Pferd im Stall, Albrecht«, sagte sie.

»Ach, Komtess, das ist sehr nett von Ihnen. Aber wir beide wissen, dass meine besten Tage lange hinter mir liegen.«

»Nein, es ist die Wahrheit. Mein Vater war gerade wieder voll des Lobes, als er hörte, dass Sie bereits den Landauer haben anschirren lassen, um seinen Besuch in die Stadt zu fahren. Das war höchst umsichtig und so typisch für Sie, Albrecht«, versicherte Clara.

Albrechts wässrige Augen unter den weißen, buschigen Brauen leuchteten kurz auf.

»Ist doch eine Selbstverständlichkeit. Wenn ich hör, dass

Triest und sein Stallmeister den Mittagszug kriegen wollen, und wenn ich weiß, dass die Droschke schon wieder fort ist, dann ist doch klar, was zu tun ist«, brummte er bescheiden. Aber Clara spürte, dass er sich über ihr Lob freute.

»Albrecht, ich bin heruntergekommen, weil ich Sie gern eine Sache fragen möchte.«

»Nur heraus damit, Komtess!« Er sah sie aufmerksam an.

»Ihr Sohn hat doch einen Jungen, der auf der anderen Seite vom Seewald in Diensten steht«, begann sie.

Der Alte zog gleich die Brauen zusammen. »Eine Schande ist das, Komtess Clara, eine echte Schande!«, knurrte er. »Blut von meinem Blut. Und hat nichts Besseres zu tun, als bei einer fremden Familie den Fasan aufzutragen. Noch dazu bei *dieser* Familie! Wie konnte er mir das antun? Auch wenn sie da händeringend nach Dienerschaft gesucht haben, nachdem der junge Erbe eingezogen ist.« Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, starrte Albrecht sie entgeistert an. »Nun ist es mir herausgerutscht! Nicht nur alt und unnützlich, sondern auch gedankenlos!«, schalt er sich dann selbst und wurde unter seiner runzeligen Haut tiefrot.

Clara horchte auf. »Was sagen Sie, Albrecht? Ein Erbe? Aber der Baron von Thebe und seine Frau haben doch keine Kinder.«

Albrecht, über sich selbst verärgert, rang die Hände. Er stand schon seit Jahrzehnten im Dienste des Grafen und war mit allem, was seinen Herrn betraf, eng verwachsen. Es fiel ihm sichtlich schwer, über die von Thebes zu sprechen. Doch schließlich gab er sich einen Ruck.

»Nun, wenn ich es schon ausgeplaudert habe, können Sie auch alles wissen, Komtess. Sie sind verständig und werden das Rechte damit anfangen.« Kurz hielt er inne und sagte dann: »Sie haben natürlich recht, Baron Otto von Thebe und

seine Frau haben keine Kinder. Aber der alte Baron Otto, der ja noch lebt, auch wenn man ihn beim Kirchgang nicht mehr sieht, weil er geistig sehr verwirrt sein soll, wie mein Enkel sagt, der alte Baron Otto also hatte ja noch den jüngeren Sohn. Und wiederum dessen Sohn, also Neffe vom jetzigen Baron, der soll einmal alles bekommen. Das Land, das Anwesen und den Titel. Er ist wohl der Zweite von dreien, in England aufgewachsen, und sicher froh, dass auf diese Weise für ihn gesorgt ist. Das Anwesen wirft sicher einiges ab im Jahr. Schon im frühen Sommer ist er eingezogen und wird nun vom Baron in die Geschäfte eingewiesen. Wenn jetzt die Herbstsaison beginnt, müssen Sie sich wohl darauf vorbereiten, dass Sie ihm auf einem der Bälle begegnen könnten. Mein Enkel erzählt, dass er hier und da schon in Gesellschaft gegangen ist.«

Clara war froh, dass sie saß. Diese Neuigkeit hätte sie sonst ins Wanken gebracht.

»Weiß mein Vater von diesen Vorgängen in der Nachbarschaft?«, wollte sie vorsichtig wissen.

Doch Albrecht sah sie so entsetzt an, dass sie seiner Antwort kaum noch bedurfte. »Mitnichten, Komtess. Und ich will ganz sicher nicht der sein, der ihm davon erzählt.«

Kopfschüttelnd versuchte Clara, diese Nachricht in all ihrer Bedeutung zu fassen.

»Und Sie sind wirklich sicher?«, hakte sie noch einmal nach. »Es ist der Sohn von Friedrich von Thebe? Von jenem Mann, der meinen Großvater auf dem Gewissen hat?«

»Gott sei seiner Seele gnädig!«, murmelte Albrecht und bekreuzigte sich. »Ihr Großvater, der alte Graf Wilhelm, würde gewiss zu Frieden und Eintracht raten. So war er. Hat auch auf dem Sterbebett dem jungen Unglücksschützen nichts nachgetragen. *Was geschehen ist, ist geschehen*, hat er damals gesagt.«

Clara griff nach seinen verkrüppelten Fingern. »Aber Vater betont stets, dass dieser Unfall hätte verhindert werden können. So wie er immer sagt, war es wohl keine Absicht, aber grobe Fahrlässigkeit, dass dieser Schuss sich löste. So klein die Jagdgesellschaft auch war, einer wurde getroffen ... Und offenbar hat die Familie von Thebe die Schuldfrage doch ganz ähnlich gesehen. Denn nur das erklärt ja wohl, warum der alte Baron Otto seinen Sohn Friedrich ins Ausland schickte und er von dort nie zurückgekehrt ist.« Aufgewühlt von diesen Neuigkeiten stand Clara auf, strich ihren Rock glatt, auf dem sich jedoch keinerlei Falte zeigte, und setzte sich wieder.

Albrecht, der ihre innere Unruhe mit Besorgnis sah, sagte: »Ich nehme an, es bleibt keine andere Wahl, Komtess. Der Baron und seine Frau sind kinderlos und kein weiterer Neffe in Sicht, der Titel und Anwesen übernehmen könnte. Der ältere Sohn von Friedrich von Thebe erbt das Anwesen in der Nähe Londons, wo sie leben. Der jüngere, Richard von Thebe, ist nun unser Nachbar. Und hat wohl große Pläne. Er will das Gut zu neuem Glanz bringen, heißt es unter dem Personal dort. Pfff, neuer Glanz! Dass ich nicht lache.«

Eine feine Gänsehaut zog über Claras Arme und sie fröstelte plötzlich. Diese Neuigkeiten hatte sie nicht erwartet, aber sie passten zu den Informationen, die sie von Triest erfahren hatte. Und sie waren außerordentlich beunruhigend.

»Richard von Thebe also«, murmelte sie.

»So erzählt mein Enkel«, bestätigte Albrecht und grummelte dann wieder: »Dieser Bengel! Hätte hier im Haus wohl auch unterkommen können, sich hocharbeiten, wie wir alle das getan haben. Aber er musste ja sofort die Livree tragen.«

Clara drückte sanft seine knotigen Hände mit ihren.

»Sie haben mir sehr geholfen, Albrecht. Wie immer eine der Stützen unseres Hauses!«

Wieder lächelte er, doch diesmal lag darin auch eine feine Traurigkeit.

»Wenn ich doch nur noch könnte, wie ich wollte, Komtess Clara. Dann müsste der Neue nicht kommen. Und der Graf müsste sich nicht mit jemand Fremdem abgeben. Das mag er nicht, das weiß ich. Mir muss er nichts erklären. Ich weiß, welche Stiefel er auf der Jagd trägt und in welcher Ordnung seine Orden an die Uniform gehören. So ein Neuer hat doch von nichts eine Ahnung.«

»Es wird schon alles werden. Schließlich wird der neue Diener Sie haben, um alles zu lernen, was nötig ist, wenn er in ein paar Wochen hier ankommt«, versuchte Clara ihn zu trösten und erhob sich wieder. »Nein, bitte, bleiben Sie sitzen. Sie müssen doch noch üben.« Mit einem Lächeln deutete sie auf das zerlesene Buch in seinem Schoß.

An der Tür drehte sie sich noch einmal kurz um. Der alte Kammerdiener saß im Sessel und blickte gedankenverloren in die Flammen.

Vor einer Minute noch hatte Clara ihm versichert, dass alles schon seinen guten Lauf nehmen werde. Und was den neuen Kammerdiener ihres Vaters anging, war sie dessen auch zuversichtlich. Doch diese andere Sache gab ihr zu denken.

Seit Kindheit an war die Familie von Thebe für sie und ihre Geschwister ein Thema, das so gut wie nie berührt wurde. Viel zu schmerzlich war für den Grafen Hermann, dass er seinen eigenen Vater schon so früh hatte verlieren müssen. Durch eine dumme Unachtsamkeit, ein gelöster Schuss bei einer kleinen gemeinsamen Jagd unter damals noch befreundeten Nachbarn.

Wie würde er nun reagieren, wenn der Sohn dieses unglücklichen Schützen so nah bei ihnen lebte? Und wenn der zudem im Sinn hatte, Friesenhain durch wertvolle Pferde

Konkurrenz zu machen? Albrecht hatte gewiss recht gehabt damit, die Neuigkeit vorerst für sich zu behalten. Clara musste auch erst einmal in Ruhe darüber nachdenken, ehe sie jemandem, und seien es auch Luise, Marie oder Wilhelm, davon erzählte.

Doch während sie die Treppe hinaufstieg, konnte sie nicht dagegen an: Eine ungute Vorahnung beschlich sie.

Marie

3

»Ich freu mich, dass du heute zum Kirchgang die schöne Bluse getragen hast, Marie«, sagte Frau Rühl mit breitem Lächeln, als sie an diesem Sonntag beim Frühstück saßen. Bei den Mahlzeiten am langen Holztisch in der Gesindestube hatte Marie ihren Platz direkt neben der Köchin.

Der Stuhl von Maries Vater ihr gegenüber war leer, da er noch auf der Pferdeschau in Hannover weilte. Wenn er hier gewesen wäre, hätte er ihr nun wohl unter dem sich lichtenenden, roten Haar einen wohlwollenden Blick zugeworfen. Seit Maries Geburt hatte Theo Paas ihr auch die Mutter ersetzen müssen, doch schon in der Kindheit hatte sich eingebürgert, dass für Maries Kleidung und ähnliche Fragen Frau Rühl zuständig war. Seit genau dem Tag, an dem die winzige Marie die damals neue Köchin auf Friesenhain zum ersten Mal gesehen und die kleinen Ärmchen nach ihr ausgestreckt hatte. Frau Rühl, die ihren Mann im Krieg verloren hatte und kinderlos geblieben war, hatte sie hochgenommen und mit dem weißblonden Winzling auf der breiten Hüfte weiter den Brei auf dem Herd gerührt. Seitdem liebte Marie sie, wie sie wohl ihre Mutter geliebt hätte.

»Eine Dame mit ausgewählt gutem Geschmack hat sie mir

geschenkt«, erwiderte sie daher jetzt schmunzelnd, denn die Bluse hatte sie zum letzten Geburtstag von der Köchin erhalten. Während sie ein verschmitztes Lächeln teilten, leerte Marie mit dem letzten Löffel ihre Schale mit Haferbrei.

Die Hauswirtschafterin Frau Mecken erhob sich von ihrem Platz. Augenblicklich kam Bewegung in die zwei Dutzend Männer und Frauen, die um den Tisch gesessen hatten: Burschen und Knechte, Mägde, Waschfrauen und Diener. Nur der alte Kammerdiener Albrecht und Fräulein Trebitz, die Zofe der Gräfin, blieben, gemäß ihrer Sonderstellung im Gefüge, noch einen Augenblick sitzen.

Marie aber trieb die kleine Gruppe der auf Friesenhain verbliebenen Stallknechte und -burschen hinaus auf den Gang und dann zum Hintereingang. Wie Wasser aus der Tränke drängten sie die drei Stufen hinauf, um sich dann im Innenhof innerhalb weniger Augenblicke in alle Richtungen zu verteilen.

»Rudi, du schaust nach den tragenden Stuten, hörst du?«, rief sie dem schlaksigen Vierzehnjährigen nach. »Achte besonders auf Fee. Sie war heute früh so unruhig.« Er nickte zackig und ging los, um diese wichtige Aufgabe zu erledigen.

Für die anderen hatte Marie schon am frühen Morgen die Arbeit für den Tag eingeteilt. Sie selbst musste nun ihren feinen Sonntagsstaat gegen ihre Alltagskleidung für den Stall eintauschen, ehe sie sich ein wenig mit dem neuen Hannoveranerhengst beschäftigen würde, den sie gestern schon in Augenschein genommen hatte.

Also lief sie durchs Nordtor hinaus. Das alte Pförtnerhaus, das dort am Fahrweg lag, war das einzige Zuhause, das Marie kannte. Das Häuschen war klein, aber sie liebte es inniglich.

Als sie nun zur Tür hereinkam, trat sie direkt in die behagliche Stube mit ihrem großen Kamin, dem Sofa und den

beiden Sesseln. Auch das Bücherregal stand dort, in dem ihr Vater sämtliche Lektüre zu Hannoveranern, Friesen, spanischem Warmblut und Pferdezucht im Allgemeinen sammelte, derer er habhaft werden konnte. Marie hatte ebenfalls ihr Regalbrett darin. Und dort wohnten all die Romane und Abenteuergeschichten, die sie zu ihren Geburtstagen oder zum Weihnachtsfest von Clara, Luise und den Herrschaften geschenkt bekommen hatte. Diese Bücher waren ihr Schatz. Und wenn sie mit dem Staubwedel herumsauste, schenkte sie ihnen ganz besondere Aufmerksamkeit. Oft nahm sie einzelne heraus, blätterte in ihnen und erinnerte sich bei der einen oder anderen Zeile an die Stunden voller Spannung, Gänsehaut und tiefer Gefühle, die sie beim Lesen dieser Geschichten schon verbracht hatte. Aber heute Morgen hatte sie für solche Muße keine Zeit. Sie ließ die Holzpantinen neben der Tür stehen und lief die schmale Treppe hinauf, die in der Ecke gegenüber der Tür in das obere Geschoss führte. Dort lag ihre kleine, bescheiden eingerichtete Kammer neben der ihres Vaters.

Während sie den langen, blauen Rock, den sie gerade beim Frühstück getragen hatte, gegen den kurzen für die Stallarbeit, und die helle, edle Bluse mit dem bestickten Aufschlag gegen die leichte aus braunem Leinen tauschte, warf sie einen Blick aus dem Fenster. Die alte Kastanie, die schon zum Park gezählt wurde und im Frühjahr so herrlich rot blühte, dass in ihrer Krone ein einziges Summen und Brummen zu hören war, trug Ende August bereits Früchte an den Zweigen. Bald würden sie die stachelige Hülle sprengen, um braunglänzend den Boden zu übersäen. Dann würden die Kinder vom Pächterhof herüberkommen und sie in ihren Kitteln aufsammeln.

Wieder unten ließ sie die kleine, an die Stube angrenzende

Küche links liegen. An dem winzigen Tisch darin mit zwei Stühlen saßen ihr Vater und sie nur selten zu einem gemeinsamen Tee oder Kaffee, da sie alle Mahlzeiten drüben einnahmen.

Statt in die Holzpantinen schlüpfte sie nun in die Lederstiefeletten, die beim Umgang mit den Pferden so viel praktischer waren. Geschickt schnürte sie sie zu und überprüfte, dass der kurze Rock bis zu ihnen an die Knöchel reichte. Dann zog sie die Tür hinter sich zu und lief am Nordtor vorbei in Richtung Hengststall.

Genauso wie sie es vorausgesehen hatte, gebärdete sich der Friese Donner auch heute noch wie ein alberner Halbwüchsiger, der seine Felle davonschwimmen sieht: Schrill wiehernd trabte der Angeber an seinem Koppelzaun auf und ab, warf den Kopf, sodass seine rabenschwarze, lange Mähne nur so flog, und ließ unter dem glänzenden Fell seine Muskeln spielen. Die drei Hannoveranerhengste führten sich längst nicht so präntiös auf. Gestern hatten sie aus ihren jeweiligen Ausläufen heraus den neuen Artgenossen immer mal wieder neugierig beäugt, aber heute hatten sie sich aufs Gras verlegt. Solange die Stuten weit genug entfernt und außer Sicht von ihnen standen und zwischen ihren Ausläufen ausreichend Platz vorhanden war, verhielten sie sich friedlich.

Marie hoffte, dass auch der Neue sich dort bald in diese Haltung einfügen würde. Sie betrachtete Walzerpromenade noch einmal aus der Entfernung, die perfekte Winkelung der Hinterhand, Brustkorb und Halsansatz. Trotz seiner deutlich erkennbaren Kraft wirkte er fein und bewegte sich beinahe anmutig. Ja, Clara hatte recht gehabt, dieser Hengst würde Friesenhain Ehre machen, wenn er seine guten Eigenschaften vererbte.

Als sie näher an den Auslauf trat, schon eine Hand am

